

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

[Erzählender Teil]

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**

Am Zwangswege.  
Novellette von Maximilian Schmidt.

I.



ie dürfen nicht weiter so allein dahinleben, ohne Schutz, ohne Hilfe. Sie müssen sich — verhebelichen.“  
„Mit wem?“  
„Sagen wir — mit mir!“

Ein helles Aufblitzen folgte diesen Worten. Die Lachende war Baroness Frieda von Weinberg; derjenige, dem das Lachen galt, ihr Arzt, Dr. Fellmann.

„Ja lachen Sie nur,“ versetzte dieser etwas verletzt. „Sie blicken nach meinem graumelierten Haar; je nun, es ist doch wenigstens echt, was nicht jeder von sich sagen kann.“

„Bitte, mein Herr, mein Pops hier ist auch echt.“ Dabei warf sie den nach rückwärts hängenden dicken, goldblonden Pops nach vorne auf ihre Brust und blickte halb spöttisch mit ihren schönen, blauen Augen nach dem schon alternden, kleinen und hagern Männlein. „Auch meine Zähne sind echt,“ fuhr sie fort, „was nicht jedermann von sich sagen kann, ferner —“

„Bitte, ich weiß alle Ihre körperlichen und geistigen Vorzüge zu schätzen. Alles ist echt, bis auf eines.“

„Und das wäre?“

„Sagen wir — Ihr Herz. Das ist falsch —“

„Aber doch nicht gegen Sie?“ unterbrach sie ihn.

„Sagen wir, gegen Sie selbst. Es ist falsch, es betrügt Sie. Spräche es die Wahrheit, so würde es Ihnen sagen, daß ich es gut und ehrlich mit Ihnen meine, daß mir Ihre Zukunft am Herzen liegt, daß ich für Sie besorgt bin.“

„Besorgt? Aber warum denn das?“

„Warum? Ich kenne Ihre Verhältnisse. Sie besitzen nichts als dieses bescheidene Mobiliar und eine kleine Rente von jährlich sechshundert Mark. Sie verdienen sich durch Anfertigung feiner Stickereien eine Kleinigkeit dazu. Davon können Sie nicht leben, und

wenn ich sage, daß Sie oft darben, so habe ich die Wahrheit gesagt.“

„Mit nichten!“ warf die Baroness ein. „Ich lebe so regelmäßig und sparsam, daß ich bis jetzt noch nie in Not geriet.“

„Bis jetzt — regelmäßig, — es geht aber nicht immer regelmäßig. Es kommen Zwischenfälle, Krankheiten, wo Sie einen Arzt brauchen, der —“

„Ah!“ rief das Fräulein errötend, „Sie mahnen mich daran, daß Sie mich beinahe zwei Monate an Influenza behandelt und — auch glücklich kuriert haben.“

„Ganz richtig. Und wäre ich nicht Dr. Fellmann, so würden Sie morgen eine Rechnung von ungefähr dreihundert Mark zu bezahlen haben, was Ihnen einige Schwierigkeiten verursachen würde.“

„Sie mahnen mich daran, daß ich Ihre Schuldnerin —“

„Ich mahne Sie an die Zwischenfälle,“ entgegnete der Doktor mit seinem süßesten Lächeln.

„Ich hoffe jetzt recht gesund zu bleiben, und verdoppelte Arbeit wird mir aus etwaigen momentanen Schwierigkeiten wieder heraus helfen,“ meinte das Fräulein.

„Das ist leichtfertig gesprochen,“ versetzte der Arzt. „Niemand weiß, wie lange er gesund bleibt. Verdoppelte Arbeit? Es ist die einfache schon viel zu viel. Ihre Augen, sie sind schön, aber ich merke doch eine gewisse Ermüdung darin. Sie strengen sich viel zu viel an; es thut für die Länge nicht gut. Es giebt nur ein Mittel für Sie, einer ungewissen Zukunft zu entgehen, und das ist — meine Hand. Hier ist sie, nehmen Sie —“

„Nein, ich danke!“ erklärte Baroness Frieda bestimmt. „Erblicken Sie darin keine Abneigung gegen Sie, mein lieber Doktor; aber ich fühle mich allein zufrieden und wünsche es nicht besser zu haben.“

„So? Nun, dagegen läßt sich nichts weiter anwenden. Sie wollen nicht hören. Wenn Sie aber einmal in eine Lage kommen, wo Sie mit Ihrem Schicksale nicht mehr zufrieden sind, wenn Sie des Lebens Bitterkeit, sagen wir, die Not, zu kosten bekommen, die Not, und mit ihr Sorge und Beschämung, dann — darf ich dann nochmals anfragen?“

„Ich müßte erst in eine solche Zwangslage geraten,“ entgegnete die Baroness kopfschüttelnd. „Wer sollte mich in eine solche bringen?“

„Das wäre nicht schwer, oft thun es die besten Freunde. Sie besitzen doch Freunde oder, sagen wir, Freundinnen?“

„Meine besten Freunde sind diese beiden kleinen Möpse hier; die sind mir treu ergeben und genügen mir. Sie wissen doch, wie zurückgezogen ich lebe; ich sehe monatelang niemanden bei mir, als —“

„Als mich, nicht wahr? Ich weiß es ja. Auch ich habe die Hunde gern, und wenn ich abends in meine einsame Wohnung zurückkehre, ist mein Hund, der Karo, das einzige Wesen, das mich freudig begrüßt. Aber deshalb ist ein Freund doch nicht zu verachten. Sie müssen das Leben von seiner düstern Seite erst noch kennen lernen, und die Gemeinheit des Lebens, Sie werden sie auch kennen lernen, sicher, Sie werden sie kennen lernen.“

„Doch nicht durch Sie?“ warf Frieda lächelnd ein.

„Durch mich? Nun, es könnte auch werden.“

„Ah!“

„Sie geben mir also gar keine Hoffnung auf — sagen wir, auf morgen?“

„Nein!“

„Und nicht auf übermorgen — auf eine Woche — einen Monat —?“

„Nein!“ lautete die bestimmte Antwort des Fräuleins. Dr. Fellmann stampfte ärgerlich mit dem Fuße. Er nahm seinen Hut und empfahl sich sichtlich verlezt.

„Ich verlasse Sie, Baronesse, und komme nur mehr auf Ihre specielle Einladung!“  
Frieda nickte lächelnd, aber verständlich. Der Doktor ging.

„Ich werde sie schon zugänglicher machen,“ sagte er zu sich, als er in seinem Phaeton davonfuhr. „Ihre Zurückhaltung ist verlegend. Dieser aristokratische Bettelstolz! Läßt sich nicht einmal durch meine Wohlhabenheit bestechen. Als ob ich nicht ganz für sie taugte? Mein Gott! Eine Dame von, sagen wir gestrichelt, weit über dreißig Jahren, sollte nicht so spröde thun einem Manne gegenüber, wie ich es bin, einem noch ganz passablen Manne, mit sehr viel Geld, guter Praxis und andern guten Eigenschaften. Ich muß die Baronesse umzustimmen suchen; mag's biegen oder brechen. Ich will das Schicksal spielen, das sie bisher verachtet. Die beiden Mäpse sind an allem schuld. Solange sie diese hat, fühlt sie sich nicht verlassen. Sie müssen fort. Aber wie?“ Er sann eine Weile nach, dann glitt ein dumpfsüßiges schadenfrohes Lächeln über sein Gesicht. „Ja,“ sagte er, „ich will die Baronesse demüthigen, und dann werde ich sie zu mir einporcheben, großmüthig sein —“

Baronessa Frieda machte sich auch ihre Gedanken über des Doktors Reden. Über seine Werbung dachte sie nicht nach, es verlohnte sich ihrer Ansicht nach gar nicht, darüber nachzudenken; aber die unverhofften Schickungen, von denen der Arzt zu ihr gesprochen, gewannen, je mehr sie darüber nachdachte, eine immer greifbarere Gestalt. Sie nahm sich vor, schon jetzt durch verdoppelte Arbeit jenen unangenehmen Zwischenfällen entgegenzuwirken; sie nahm sich kaum mehr Zeit, das Mittagsmahl zu sich zu nehmen, wenn ihr die alte Margaret dasselbe aufs Zimmer brachte.

Die alte Margaret war einst bei Friedas Eltern in Dienst gestanden. Jetzt war sie die kinderlose Witwe eines Drochkenkutschers und verdiente sich das Nötige durch Zuehnpfläge, deren einen sie auch bei der Tochter ihrer früheren Herrschaft fand.

Die ärmlichen Verhältnisse der Baronessa fielen der Alten nicht besonders auf; es ging in der letzten Zeit bei Friedas Vater (die Mutter war längst tot) auch sehr knapp her. Der Baron war um sein vererbtes Besitzthum gekommen und eine kleine Rente war das einzige, was er seiner alleinstehenden Tochter hinterließ.

Frieda fiel durch ihre Schönheit und ihre hohe, schlanke Gestalt auf, und auf den Bällen ward sie nicht selten einstimmig als Ballkönigin anerkannt. Aber lange Jahre waren seitdem hingezogen und nur in der Erinnerung durchlebte sie noch hin und wieder unvergessliche Stunden. Manah liebes Bild erstand vor ihrem inneren Auge. Hatte die Wirklichkeit sie auch alle hinweggenommen, in ihrem Geiste lebten sie fort und so zeigte nicht selten, wenn sie sich müde gearbeitet und die Hand vor den Augen im Lehnstuhle lag, ihre freundliche Miene, daß sie in süßen wachen Träumen befangen war.

Sie sah sich am Arme eines lebenswürdigen Offiziers, sie fühlte seinen Händedruck. Seine leisen, liebe-

atmenden Worte klangen ihr wieder in den Ohren, seine feurigen Blicke drangen ihr bis ins tiefste Herz. Ach, es war so schön damals — es war ein Traum! Leopold Furtner ward in eine ferne Garnison versetzt; sie hörte nichts mehr von ihm, nur n istte sie, daß er vom Feldzug glücklich heimgekehrt und seit kurzem als Hauptmann in Pension getreten war. Ob er noch ihrer gedachte? Sie glaubte es nicht —

Der Postbote schreckte sie aus ihren schönen Träumen auf. Er überbrachte ihr einen Brief, wie auf dem Umschlag durch Stempeldruck ersichtlich, vom Rechtsanwält W. G. Ostheimer, dessen Inhalt lautete:

Euer Wohlgeboren! Gebe hiermit bekannt, daß ich von Herrn Dr. Fellmann mit Eintreibung seiner rückständigen Deserviten beauftragt bin. Unter Anlage der Rechnung für die letzten zwei Jahre, welche sich auf 365 Mk. 36 Pfg. beziffert, fordere ich Sie auf, den Betrag innerhalb acht Tagen in meiner Amtskanzlei zu bezahlen, widrigenfalls ich andere Schritte ergreifen werde.

Mit Achtung  
der Rechtsanwält  
W. G. Ostheimer

Auch einem mit dem Amtsstil und den nicht gerade verbindlichen Formen desselben Vertrautern würde ob des wenig urbanen Tones des Schreibens, wie man zu sagen pflegt, die Galle angestiegen sein, Baronessa Frieda war aber geradegu empört darüber. Sie fand nur den einen Ausruf: „Unverschämt!“

Als sie etwas ruhiger geworden, kam ihr der Gedanke, ob das nicht nur ein derber Scherz Dr. Fellmanns sei. Ja ja, so mußte es wohl sein. Er wollte ihr damit einen Beweis geben, welch unvermutete Schwierigkeiten sich ihr in den Weg legen könnten. So hielt sie es für das beste, den Brief des Anwalts vollständig zu ignorieren, das heißt, auf etwa zehn Tage. Länger konnte sie das nicht thun, weil der Briefträger ein weiteres, von einem Gerichtsvollzieher zugesandtes und mit Postzustellungsurkunde versehenes Schreiben brachte, in welchem ein „Zahlungsbefehl“ des Amtsgerichtes enthalten war, laut dessen sie in Sachen Dr. Fellmann binnen zwei Wochen bei Vermeidung sofortiger Zwangsvollstreckung die Hauptsumme von 365 Mk. 36 Pfg. nebst erwachsenen Kosten bezahlen oder Einspruch erheben sollte. Frieda ärgerte sich dieses Mal nicht mehr. Im Gegenteil sie mußte über des Doktors sonderbare Mittel, ihre Gunst zu erzwingen, mitleidig lächeln.

„Er will mir bange machen,“ sagte sie sich. „Damit er übrigens sieht, daß ich es teilweise ernst nehme, schicke ich ihm eine kleine Abschlagszahlung von 25 Mk. und verspreche ihm, monatlich eine gleiche Summe zu übermachen.“

Die alte Margaret, welche das Geld dem Doktor zu bringen hatte, kam mit der Nachricht zurück, daß derselbe sich mit der Angelegenheit nicht mehr befasse und solche ganz dem Rechtsanwält Ostheimer übergeben habe. Sie berichtete weiter ihrer Herrin, daß in Abwesenheit des Rechtsanwalts dessen Buchhalter die 25 Mk. in Empfang genommen und ihr hierüber quittiert und ihr bemerkt habe, daß an dem bezahlten Betrage zunächst die bisherigen Gerichts- und Anwaltskosten — mit Einschluß der Einhebungsgebühr — 8 Mk. 38 Pfg. abgingen.

„Was?“ rief Frieda entrüstet aus. „Über 8 Mk. Kosten? Das ist ja nicht möglich, das kann nicht sein!“

„O mein Fräulein, das ist noch gar nichts,“ sagte die alte Margaret. „Ich hätte nach dem Tode meines

Mannes infolge eines Prozesses zehn Mark und zwanzig Pfennige an einen Gerichtsvollzieher zu zahlen und schickte ihm rund zehn Mark. Bald darauf erhielt ich die Aufforderung, die restigen 20 Pfg. und erwachsenen Zinfassogelder zu berichtigen. Als ich hinkam, mußte ich noch vier Mark und sieben Pfennige nachzahlen, zwei Mark für die bezahlten zehn Mark, dann zwei Mark für die Bezahlung der restigen zwanzig Pfennig, weitere fünfzig Pfennig für das Mahnschreiben."

"Das ist ja schrecklich!" rief Frieda; "kann denn das geseglich sein?"

"Ja, es wird schon so sein," meinte die Alte, "wer mit Advokaten und Gerichten zu thun hat, weiß aber davon zu sprechen, sein Kopf ist voll, der Beutel leer."

"Ach, es ist doch nicht des Doktors Ernst," meinte die Baronesse. "Ich habe ihn erbittert, er will mich dafür bestrafen und will mich in Angst versetzen, er erwartet eine Einladung; aber er soll warten! Ich lasse mich nicht zwingen durch einen solch unpassenden Scherz."

Doch nach wenig Tagen sollte die Baronesse anderer Ansicht werden. Es klopfte. Zwei Herren traten ein, von welchen sich der eine als Gerichtsvollzieher vorstellte; der andere war sein Gerichtsschätzer. Ersterer präsentierte der zu Tode Erschrockenen einen Vollstreckungsbefehl und begehrte sofortige Zahlung in Haupt- und Nebensache.

Baronesse Frieda erklärte, daß sie nur das allerärmste Geld im Besitze habe, worauf an sie die Aufforderung erging, sämtliche Kästen und Schubladen zu öffnen. Frieda that es wankenden Schrittes, sie war einer Ohnmacht nahe. Nur die Entrüstung hielt sie aufrecht, die sie erfüllte, als sie sah, mit welcher Unverschämtheit der Mann in ihrem Heiligtum herumwühlte und einige ihr besonders wertvolle Familienandenken sowie ein Paar goldene Ringe mit dem Bemerkten an sich nahm: "Auf diese Gegenstände lege ich Beschlagnahme." Ja die junge Dame wurde sogar aufgefordert, ihre Ohrringe abzulegen, welche auf ungefähr zwanzig Mark geschätzt wurden.

Frieda gab sie mit schwerem Herzen hin. Die beiden Möpse bellten und knurrten, als wüßten sie, um was es sich handle.

"Die beiden Hunde beschlagnahme ich," erklärte der Gerichtsvollzieher.

"Was?" rief die Baronesse. "Meine wertvollen Hunde?"

"Eben weil sie wertvoll sind," entgegnete lächelnd der Mann des Gesetzes und klebte je ein Siegel an das Halsband der Tiere. Sie wurden vom Gerichtsschätzer entsprechend gewertet.

An sonstigen Gegenständen wurden dann noch ein altertümlicher Schrank, ein Tisch und einige Stühle gepfändet. Frieda erhob Einsprache dagegen, da sie ja sonst ihre Kleider nirgends verwahren könne, aber man gab ihr zur Antwort, das könne in einem ganz gewöhnlichen Schrank ebenso gut geschehen.

"Aber ich habe keinen gewöhnlichen," warf Frieda ein. "Dann thut's mir leid!" war des Exekutors trodene Antwort.

Der Schrank war das einzige wertvolle Stück; er ward auf 200 Mark geschätzt.

Das Siegel ward daran geklebt. Dann schrieb der Gerichtsvollzieher ein langes Protokoll und las es der jungen Dame vor.

Die Schmucksachen steckte er zu sich, Kasten und Hunde ließ er im Gewahrsam der Schuldnerin und bestimmte auf acht Tage später die Versteigerung "an Ort und Stelle". Frieda mußte das Protokoll unterschreiben und die Gerichtspersonen entfernten sich.

Die Hunde bestellten ihnen nach. Frieda aber sank auf das Sofa. Ein Fiebersehauer durchzitterte ihren ganzen Körper. "Diese Gemeinheiten des Lebens kannte ich freilich noch nicht; da hatte der Doktor recht!" rief sie mit thränen erfüllter Stimme. "Aber daß ich sie durch ihn kennen lernen mußte — das ist — Sollte es nicht doch nur eine Prüfung sein, die er mir bis zum letzten Augenblicke auf-

erlegt, um dann über mich zu triumphieren? Es kann nicht anders sein! Weiter wird, darf er nicht gehen. Versteigern wird er mir die Dinge wohl nicht lassen." Sie erhob den Kopf in trotzigem Stolz. "Aber selbst in diesem Falle soll er sich keiner Einladung von mir zu erfreuen haben," sagte sie entschlossen. "Lieber ließe ich mich auf die Strafe setzen, als daß ich bei ihm Hilfe suche. Warten wir also ab!"

Die alte Margarete fand ihre Herrin fiebernd im Bette. Am andern Tage schrieb Frieda von Weinberg Briefe an Personen, von denen sie eine Hilfe zu erwarten hoffte. Sie alle antworteten nur mit schönen Worten, mit Entschuldigungen. Aber die erfahrenere Margarete wollte das Ihrige thun. Sie packte zusammen, was einigermaßen entbehrlich war: Betten, Wäsche, ihre silberne Halskette und anderes, trug es ins Leibhaus



Der Mann des Gesetzes klebte je ein Siegel an das Halsband eines jeden Hundes.

Lida. Wagner

und brachte das dafür erhaltene Geld, etwa 80 Mark, ohne ihrer Herrin davon zu sagen, zu Rechtsanwalt Ostheimer mit der Bitte, die Versteigerung sistieren zu lassen. Der Anwalt war abwesend, aber der Buchhalter desselben gab der Alten die tröstliche Versicherung, daß er nicht an der Sistierung zweifle. Die Alte gab das Geld hin und erhielt dafür die übliche Quittung.

Überglücklich teilte sie das Resultat der Baronesse mit, welche der treuen Dienerin tiefgerührt dankte und nun wieder leichter aufatmete; sie nahm ja den Aufschub der Exekution für ganz bestimmt an. Doch da hatte sie sich arg getäuscht, denn wenige Tage später las sie im Abendblatte folgende Bekanntmachung:

„Im Zwangswege versteigere ich morgen vormittags 9 Uhr in der Tulpenstraße Nr. 3/3 l. einen altertümlichen sehr wertvollen Kleiderschrank, mehrere Goldsachen und zwei kleine weiße Möpfe gegen bar.

Der Gerichtsvollzieher Merker.“

II.

Aber noch eine andere Person las diese Bekanntmachung und ließ sich durch dieselbe eine schlechte Nacht bereiten. Es war dies Hauptmann a. D. Leopold Furtner, der seit wenigen Tagen in diese Stadt übersiedelt war, von der ihn seit vielen Jahren der Dienst ferne gehalten. Das Suchen nach einer Wohnung und die Einrichtung seiner beiden Zimmer hatten ihn bis jetzt nicht gestört, sich nach seinen alten Bekannten umzusehen. Heute war er mit der sorgfältigsten Herichtung seiner Junggefellenswohnung fertig geworden. Eine Wand seines Wohnzimmers füllten Waffentrophäen, Erinnerungen an die Feldzüge, die andere Wand war mit Jagdemblemen und Geweißen symmetrisch verziert, um den Spiegel herum aber, welcher zwischen den beiden Fenstern hing, prangten nur friedliche Gegenstände: Photographien lieber Personen, Cotillonorden, Scherlen und anderes, worauf die Jugend Wert legt und das in späteren Jahren dem Manne eine freundliche Erinnerung erweckt.

Der Hauptmann hatte sich müde gemagelt, und da die Nacht hereinbrach, ließ er sich sein einfaches Abendbrot besorgen und saß dann zufrieden, sein Glas Bier vor sich, die Cigarre im Munde, auf seinem Sofa, sein Tagewerk bewundernd. Alles war gut. Alle die Gegenstände an den Wänden umher erzählten ihm interessante Geschichten, riefen die verschiedensten Empfindungen in ihm wach, Kriegs- und Jagdabenteuer kamen ihm wieder in den Sinn und die Schleißen und Orden rings um den Spiegel sprachen von mancher süßen Herzensregung. Auf ihnen verweilte sein Blick am längsten.

Da war es insbesondere eine verbläute rötliche Schleife, auf welcher sein Auge schon seit einer geraumen Weile haftete. Er gedachte der einst so reizenden Spenderin, Frieda von Weinberg. Was wohl aus ihr geworden?

„Sie hätte mich seiner Zeit bald sentimental gemacht,“ sagte der Offizier lächelnd zu sich. „Es war gut, daß ich rechtzeitig versetzt wurde und — vergaß.“

Hatte er wirklich vergessen? Gedachte er nicht beim Anblicke jener Schleife, die auf jenem Valle, auf welchem er mit ihr zum letztenmale tanzte, ihr Haar schmückte und die sie ihm beim Abschiede als Erinnerungszeichen schenkte, stets der schönsten Stunden seines Lebens. Ach, es war ja auch nur ein Traum, aber dieser Traum war schön.

„Ja, hätte ich ein großes Los gewonnen, dann wäre mein Entschluß gefaßt gewesen,“ sagte er zu sich; „dann wäre sie jetzt vielleicht Frau Hauptmann Furtner. Freilich, sie war von Adel. Wer weiß, ob sie mich

nicht trotz meines Loses — Aber nein; sie dachte edel und vernünftig. Vielleicht ist sie nun die Frau eines Bürgerlichen. Ich will doch sehen, ob ich im Adreßbuche eine Spur von ihr entdecke.“

Er ging zu seiner Hausfrau hinüber und bat sie, ihm das bewusste Buch für einige Minuten zu verschaffen. Daselbe wurde ihm nebst der neuesten Nummer des Abendblattes alsbald auf sein Zimmer gebracht.

Hastig suchte er den Namen Weinberg, und ein eigen tümliches Gefühl beschlich sein Herz, als er da las: Weinberg, Frieda, Freiin von, Tulpenstr. 3/3 l.

Sie war also nicht verheiratet, sie stand allein. Ob sie so liebenswürdig, wie früher, geblieben? Wie wird wohl die Zeit mit ihrer Schönheit gewirksamtet haben? Würde sie ihn wiedererkennen? Damals war er ein flotter Lieutenant mit üppigem Haarschmuck und hübschem Schnurbärtchen, jetzt ein guter Bierziger, dessen Haare sich bedeutend gelichtet, dessen mit einem kräftigen Vollbart umrahmtes, mit mehreren Quarten und Terzen bedecktes Gesicht aber noch eine gewisse jugendfrische zeigte.

Während er so hin und her erwog, fiel sein Blick auf die auf der letzten Seite des vor ihm liegenden Zeitungsblattes angekündigte Versteigerung in der Tulpenstraße Nr. 3/3 l.

War das nicht die soeben gefundene Adresse von Frieda von Weinberg? Schnell sah er nochmals im Adreßbuche nach. Es war in der That so. — Sonderbar! Sollte das Fräulein in derartige Verlegenheiten gekommen sein? Die zwei weißen Möpfe ließen allerdings auf eine Dame schließen — aber — Frieda hatte wohl während des Jahres ihre Wohnung gewechselt und die Annonce galt einer anderen Person.

Jedenfalls war es ein Geschöpf, das von einem hartherzigen Gläubiger verfolgt, um alles gebracht werden sollte, was ihr lieb und wert war. Um welch unbedeutende Summe wird es sich hiebei handeln, vielleicht um eine Summe, die einem Vermöglichen ein verächtliches Lächeln entlockte, hier aber den Ruin einer Wirtin, vielleicht eines Menschenglückes zur Folge hatte. Hauptmann Furtner nahm sich vor, dieser Versteigerung beizuwohnen, und — wenn sie wirklich der Baronesse, seiner Jugendflamme, galt — was dann? dann wollte er helfen, soviel es in seiner Macht lag.

„Donnerwetter!“ rief er jetzt plötzlich, „mit was will ich denn helfen?“ Der Umzug — die meisten Möbel waren sein Eigentum — hatte seine Kasse sehr geleert. Der Schneider hatte ihm erst heute einen der Residenzstadt würdigen Anzug geschickt, den er sofort bar beglichen; er mußte ohnedem sehr sparsam leben, um die wenigen Tage bis zum nächsten Gagetage auszukommen. Wieder redete er sich ein, daß Fräulein von Weinberg mit dieser profaischen Angelegenheit gar nichts zu schaffen haben würde, aber das wahrte nicht lange. Zwischen Furcht und Hoffnung, durch einen von unruhigen Träumen gestörten Schlaf verstrich die Nacht. Zeitig schon befand er sich am andern Morgen auf dem Wege nach der etwas entfernten Tulpenstraße.

Am Hause Nr. 3 angekommen, erblickte er bereits mehrere Tröbler und Händler, welche im Hausgange der Ankunft des Gerichtsvollziehers harrten. Sie glichen ganz den Leichenmännern, welche unter lebhafter Unterhaltung an dem Hause herumlungern, aus welchem sie die Leiche hinaustragen sollen. Mißmutig blickten sie nach dem Ankommenden, sie witterten in ihm den Gegner, der sie um ihre Beute bringen wolle. Im besten Falle hielten sie ihn für eine Mittelsperson, die sie vielleicht hinaufsteigern sollte, um einen höheren

Erßs für die Versteigerungsobjekte zu erzielen. Einige Weiber, unerfättliche Sabgier in den Augen, schauten und lachten ihm mit unbeschreiblicher Gemeinheit geradezu ins Gesicht.

Infolge dessen unterdrückte der Hauptmann die ihm schon auf den Lippen schwebende Frage, wer im dritten Stocke links wohne. Er hielt es für das beste, sich selbst Kenntniss zu verschaffen, und stieg die drei Treppen hinauf. Zu seinem Erstaunen las er am Thürschild in der That den Namen: Frein von Weinberg.

Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es ihn. Das Attentat galt also wirklich ihr.

Sein Entschluß war rasch gefaßt. Er mußte sie sprechen. Er zog die Glocke.

Die alte Margaret öffnete. Der Hauptmann erkannte sie sofort.

„Was wünschen Sie?“ fragte die Alte in nicht sehr freundlichem Tone. „Wollen Sie steigern, müssen Sie schon bis 9 Uhr Geduld haben. Erst dann beginnt die Einrichtung.“

Der Offizier mußte über diese resolute Anrede unwillkürlich lächeln.

„Aber liebe Margaret,“ sagte er, „kennen Sie mich denn nicht mehr?“

Die Alte sah ihn lange an, dann schüttelte sie verneinend den Kopf. Er nannte ihr seinen Namen, auch dieser war ihr entfallen. Sie war schon daran, misshütig die Thüre zuzuschlagen, als es der Hauptmann mit den Worten verhinderte: „Ich bin ein alter Freund der Baronesse.“

Sie zögerte mit dem Schließen der Thüre und blickte ihn noch einmal scharf aber mißtrauisch an.

„Nein,“ sagte sie dann, „gute Freunde kommen nicht, wenn das Elend im Hause ist. Die waren nur da, solange die Eltern noch lebten und es einen jour fix gab. Seit bei uns die Not zu Gaste ist, kommt niemand mehr.“

„Es giebt Ausnahmen,“ sagte der Offizier. „Melden Sie mich dem gnädigen Fräulein! Hier meine Karte!“

Die Alte ließ ihn jetzt in den Hausgang treten und schloß die Thüre hinter ihm. Dann meldete sie ihn bei Frieda.

Es verging kaum eine Minute, als sich die Zimmerthüre öffnete und Frieda, in einem einfachen, dunkeln Kleide, sichtbar wurde.

„Der Hauptmann,“ rief sie, „Sie besuchen mich heute, an diesem Tage der Schande. Bitte, treten Sie doch ein. Ich heiße Sie willkommen. Was führt Sie zu mir?“

Der Offizier war in das nur mit dem notwendigsten Mobiliar versehene Zimmer getreten. An dem altertümlichen Schranke erblickte er das Gerichtssiegel. Frieda bat ihn, Platz zu nehmen, und setzte sich dann selbst auf einen Stuhl. Die beiden Händchen kletterten auf ihren Schoß und leckten ihr die Hände.

„Sie verzeihen,“ sagte sie, „daß ich die treuen Tiere nicht wegjaße; sie nehmen Abschied von mir. In einer halben Stunde haben sie einen andern Herrn.“

„Aber ist denn der Versteigerung nicht mehr vorzuzuziehen?“ fragte der Hauptmann teilnahmsvoll.

„Nein,“ entgegnete Frieda bestimmt. „Der Gläubiger ist unerbittlich —“

„Ist es ein Wucherer?“

„Nein.“

„Vielleicht der Hausherr wegen rückständiger Miete?“

„Auch das nicht. Sie erraten es wohl schwerlich,“ entgegnete die Dame. „Es ist mein Arzt, Dr. Fellmann.“

„Nicht möglich!“ rief der Hauptmann. „Ihr Arzt?“

Die Baronesse nickte bejahend.

„Das ist ja kaum glaublich,“ meinte der Offizier. „Um wieviel handelt es sich?“

„Nicht ganz dreihundert Mark.“

„Und Ihr Arzt? Ich werde ihn sofort auffuchen; er muß Gegenordre geben.“

„Er ist zur Zeit verreist,“ erklärte Frieda. „Es würde aber auch nichts nützen, denn vor seiner Abreise gab er seinem Anwalt, Dr. Ostheimer, den striktesten Auftrag, die Sache zum Abschluß zu bringen.“

„Er will Sie also absichtlich verderben? Er haßt Sie —“

„Nein, er — liebt mich, und will mich, da ich seine Bewerbung abwieß, durch Armut zwingen, seine rettende Hand zu erfassen.“

„Ich muß gestehen, eine derartige Liebeswerbung möchte bis jetzt nicht vorgekommen sein,“ meinte der Hauptmann empört.

Frieda erzählte ihm in Kürze, was sich zugetragen.

„Sie sehen,“ schloß sie ihre Erzählung, „es bleibt mir nichts anderes übrig, als den Leidenskelch zu leeren.“

„Das darf nicht sein!“ rief der Offizier.

„Wer will es hindern?“ entgegnete Frieda. „Margaret sagte mir, die Käufer wären schon im Hause.“

„Ihr Arzt ist ein Schurke! Er soll mich kennen lernen!“ rief der Offizier erregt. „Vor allem aber eile ich zu seinem Anwalt; auch der soll mich kennen lernen!“

„Um's Himmels willen!“ sagte Frieda erschroden.

„Sie dürfen um meinethalben keine Händel anfangen. Man soll mir lieber die beiden treuen Tiere da und alles andere nehmen. Es fällt mir zwar schwer, aber es ist besser, als wenn Sie meinethalben in Ungelegenheiten kommen.“

Aber der Offizier war wütend über den geliebten Zwang. Er stand auf und ging einigemal erregt im Zimmer auf und ab, dann stampfte er mit dem Fuße.

Frieda betrachtete ihn mit Unruhe.

„Was ist Ihnen denn, Herr Hauptmann?“ fragte sie schlüchtern.

„Was mir ist?“ gab er zurück. „Außer mir bin ich, daß ich gerade in diesem Augenblick so bettelarm bin, als der Mensch nur immer sein kann. In drei Tagen ist erst Gageempfang. Alles, was ich mir ersparte, habe ich verschwendet, Kleider bezahlt, kurz — verschwendet. Aber es muß doch etwas geschehen; ich lasse Sie nicht im Stiche.“

„O wie mich das rührt,“ sagte die Baronesse. „Ihr Wille ist mir so wert wie die That. Ich werde es Ihnen nie vergessen.“

„A bah! Wille — Ich stürze fort, zum Anwalt. Der muß mir vor die Klinge! Und der Doktor bekommt eine Kugel! Ich bringe Sistierung für alle Fälle.“

„Aber es ist ja nur mehr eine halbe Stunde Zeit, dann kommt der Gerichtsvollzieher,“ wendete Frieda ein.

„Der Gerichtsvollzieher? Der soll — der muß eine halbe Stunde später beginnen. Wie heißt er?“

„Merker.“

„Merker? Ah, der war lange Zeit Unteroffizier in meiner Kompagnie. Ein reeller Mann. Mein erster Gang ist zu ihm. Er muß mir Zeit lassen, den Anwalt weich zu machen oder mir das Geld zu beschaffen.“

„Sie edler Mann!“ sagte Frieda und ihre schönen Augen leuchteten, gerade noch so wie damals, als sie den Lieutenant Furtner während des letzten Walzers anblickte. Sie war in der That noch schön.

Der Hauptmann küßte ihr die Hand und eilte von dannen.

Es war kein Droschkenplatz in der Nähe, er mußte also zu Fuß die lange Straße zurücklegen. Es schien ihm, als wäre sie verlängert worden, sie wollte kein Ende nehmen, da, als er um die Ecke bog, rannte er mit dem ebenfalls rasch dahereilenden Gerichtsvollzieher Wexler zusammen.

„Pardon! Pardon!“ hieß es von beiden Seiten.  
„Ah, Herr Hauptmann, Sie hier?“  
„Sie, Herr Gerichtsvollzieher? Glücklicher Zufall! Ich bin eben auf dem Wege zu Ihnen.“  
„Zu mir? Bedürfen Sie meiner? Stehe zu Diensten.“  
„Nicht meinethalben, sondern wegen der Baronesse Weinberg.“

„Deren Mobiliar heute versteigert wird?“ fragte Wexler.

„Es darf nicht geschehen —“

„Also ist bezahlt worden?“

„Nein, aber — ich stehe für diese Summe gut, ich decke diese Schuld —“

„Wann?“

„In drei Tagen, wenn ich meine Gage erhalte.“

„Sehr schön von Ihnen, Herr Hauptmann, aber ich darf nur gegen bar quittieren. Habe strikten Auftrag — bin ja nur Vollziehungsorgan.“

Wenn der Herr Anwalt sistiert, ich freue mich darüber, denn, Sie dürfen mir glauben, es wird unsereinem oft sehr schwer, Glend und Schande über die Leute bringen zu müssen, aber wir müssen im gerichtlichen Auftrag handeln, es ist unsere Pflicht.“

„Aber Sie sehen doch, daß es sich hier nur um eine Chitane handelt.“

„Das geht uns nichts an, Herr Hauptmann. Ich habe nicht vergessen, daß ich Ihnen manches Gute verdanke, und möchte Ihnen gern zu Diensten sein — werde es auch sein, soweit mir dies möglich. Müßte ich mich nicht an unsere gemeinsam durchgekämpften Schlachten erinnern. Haben Sie mir doch in der Schlacht bei Wörth den letzten Schluck Wein aus Ihrer Feldflasche gegeben. Sie denken wohl nicht mehr daran. Meine Feldflasche war von einer Kugel durchschossen. Sie fragten mich um etwas, ich konnte nicht antworten, denn Zunge und Gaumen waren mir ausgetrocknet, ich war am Verschmachten. Da gaben Sie mir von Ihrem Wein. Wie mich der stärkte! Nun konnte ich wieder weiter kämpfen und den Sieg mitfeiern.“

„So hat Ihnen der Schluck wohl bekommen? Das

freut mich noch heute. Aber nun gilt es, die Baronesse nicht in ihrem Jammer verschmachten zu lassen. Wissen Sie, sie ist meine Jugendflamme, die ich, hol mich der Teufel! seit ich sie vor einer Viertelstunde wieder gesehen, aufs neue liebe und die ich, wenn sie mich noch will — zu meiner Frau mache.“

„Da gratuliere ich!“  
„Vorerst helfen Sie, die Schmach einer Exekution von ihr abzuwenden.“

„So eilen Sie zu Dr. Dillheimer; er wohnt Nr. 7. Er wird auf Ihre Fürsprache hin in eine Einstellung des Verfahrens willigen. Ich warte bis  $\frac{1}{4}$  über 9. Länger darf ich nicht. Aber eilen Sie, Sie haben keine Zeit zu verlieren.“

Der Hauptmann eilte zum Anwalt. Dessen Wohnung war wohl weit entlegen, aber nun konnte Furtner die Trambahn benutzen, und so ging es rasch vorwärts. Er stürzte gleichsam die Treppe zur Wohnung des Anwalts hinauf.

„Bereits zu Gericht gegangen!“ lautete die kurze, in unfreundlichem Tone gegebene Antwort des Buchhalters.

Der Hauptmann eilte zu Gericht. Dort traf er den bisher ihm unbekanntem Anwalt, als dieser eben den Verhandlungsraum betreten wollte.

„Auf ein Wort!“ bat der Offizier.

„Bin pressiert,“ erwiderte der Doktor. „Man hat gerade meinen Fall aufgerufen, Sie entschuldigen.“

„Nur ein Wort! Sistieren Sie die Versteigerung bei der Baronesse Weinberg; sie ist unglücklich!“

„Wenn bezahlt wird!“ entgegnete der

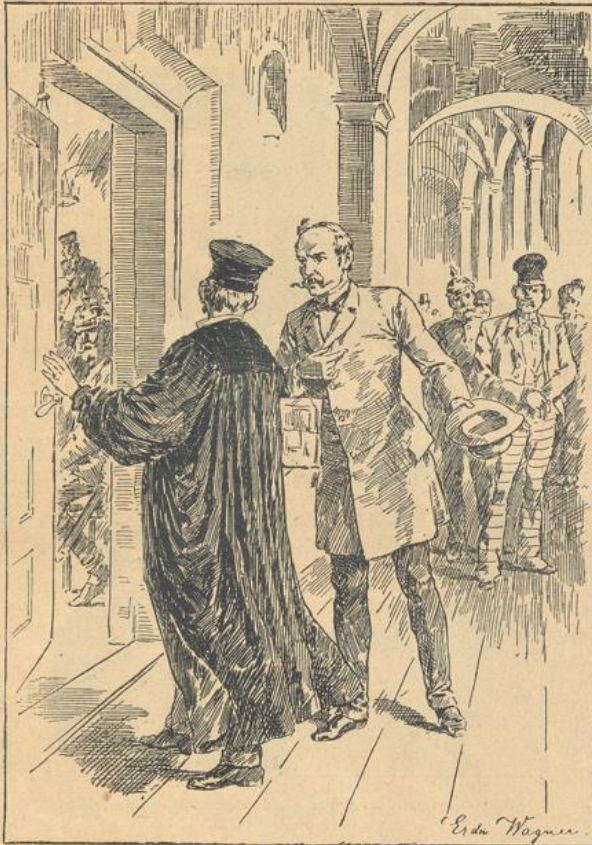
Anwalt kalten Blutes und kalten Herzens.

„Nehmen Sie mich als Bürgschaft an für die betreffende Summe. Ich bin Hauptmann a. D. Furtner. Binnen drei Tagen erlege ich den Betrag auf Ehrenwort!“

„Allen Respekt vor Ihnen, Herr Hauptmann, aber — ich habe keinen Auftrag — wenn Herr Dr. Fellmann sistiert, so habe ich nichts dagegen; sonst mache ich mich einer Dienstverletzung schuldig.“

„Aber Dr. Fellmann ist verreis. Sie können doch das Glück eines Menschen nicht wegen der Caprice eines alten Becken vernichten lassen? Haben Sie denn kein Herz?“

„Herz?“ lachte der Anwalt. „Wo käme unsereiner hin, wenn er Gefühlspolitik triebe. Das Glück eines



„Das Ehrenwort hat in Geldsachen keinen Wert.“

Menschen — bah! was braucht ein Mensch Glück, wenn er nicht bezahlen kann.“

„Recht nette Ansichten!“ versetzte der Hauptmann. „Ich bezahle ja, wie ich Ihnen schon sagte und zwar binnen drei Tagen.“

„Das kann ich glauben und kann es nicht glauben,“ versetzte spöttisch lächelnd der Anwalt. „In der Regel glaube ich nicht und auch dieses Mal —“

„Dieses Mal müssen Sie glauben — ich gab mein Ehrenwort!“ fiel der Offizier entschieden ein.

„Das Ehrenwort hat in Geldsachen keinen Wert. Wenn Sie mich gleich bezahlen, dann —“

„Dann brauchte ich keine Rücksicht von Ihnen, dann würde ich Ihnen — aber nein — Ihr Benehmen verlegt mich. Sie werden sich mit mir anderswo auseinandersetzen, nicht hier.“

„Das riecht nach Röttingung!“ entgegnete der Advokat, „wofür ich Ihnen meinerseits ein Jahr Gefängnis zubringen könnte. Wir sind fertig!“

Mit diesen Worten öffnete er die Thüre des Gerichtssaales und schlug sie, nachdem er eingetreten, dem Hauptmann vor der Nase zu.

Dieser murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen und drohte ihm mit der Faust nach.

Nun war eigentlich alles verloren. Um aber nichts unversucht zu lassen, nahm der Hauptmann eine Droschke und fuhr zur Wohnung Dr. Fellmanns. Wohl hatte ihm Frieda gesagt, daß derselbe verreist sei, aber er wollte sich doch selbst überzeugen.

Und das war gut.

Dr. Fellmann kam fast gleichzeitig mit Furtner vor seinem Hause an. Er war in Reisekleidern und schien vom Bahnhof zu kommen.

Der Hauptmann stellte sich vor und bat sofort in feierlicher Weise um eine Unterredung.

Der Arzt erwiderte ihm, daß er jetzt keine Sprechstunde habe, und bat den Offizier seinerseits, nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr zu kommen. Aber dieser hing sich an seine Fersen und ließ nicht von ihm.

„Aber ich bitte Sie um Gottes willen,“ rief der Arzt, „ich bin jetzt fürchterlich pressiert. Ich lege nur meinen Reisepezel ab, dann muß ich schleunigst in die Tulpenstraße fahren.“

„Ich fahre mit Ihnen,“ rief der Offizier. „Auch ich will in die Tulpenstraße Nr. 3.“

„Auch Nr. 3?“ fragte der Arzt etwas verwundert. „So warten Sie einen Augenblick, wir können dann unterwegs sprechen.“

Er eilte in seine Wohnung und kam nach kaum einer Minute ohne Pelz wieder zurück.

„Wissen Sie, es pressiert,“ sagte er. „Ich muß zu einer Versteigerung.“

„Meinen Sie jene bei Fräulein von Weinberg?“ „Sie wissen?“ fragte der Arzt, mit dem Offizier in den Wagen steigend. Dann gab er dem Kutscher das Ziel ihrer Fahrt an.

„Eben der Baronesse wegen kam ich zu Ihnen,“ sagte der Hauptmann, neben dem Doktor Platz nehmend. „Sie haben die Dame abscheulich kompromittiert.“

„Ich? Kompromittiert? Es ist doch alles nicht Ernst,“ versicherte der Doktor.

„Nicht Ernst soll das sein?“ rief der Offizier unmutig. „Alle Teufel, nach welchem Ideengang verfolgen Sie diese Sache?“

„Je nun, ich wollte dem Fräulein beweisen, daß das Leben gar manches bringen kann, an was man nicht denkt.“



Frieda erschien auf der Schwelle und streckte ihm, glücklich lächelnd, beide Hände entgegen.

„Das wollen Sie beweisen. Und wie stellen Sie sich das Ende vor?“

„Je nun, ich beauftragte meinen Anwalt, bis zur äußersten Grenze zu gehen. Sie ist erreicht und nun trete ich auf, setze mich in den Besitz der Gegenstände und gebe der Baronesse das verloren Geglaubte wieder zurück. Sie wird mir danken, wird einsehen, daß ich es gut mit ihr meine, daß —“

Der Offizier mußte trotz alles Argers über eine solche Naivetät lächeln. „Kennen Sie Schillers Ballade: der Handschuh?“ fragte er. „Wissen Sie, was Ritter Delorges der schönen Kunigunde gethan?“

Er warf ihr den Handschuh ins Gesicht. Den Dank, Dame, begehrt ich nicht.

Die Rolle des Ritters Delorges wird heute Baronesse Frieda spielen.“

„Wie?“ entgegnete der Arzt in sichtlichem Schrecken. „Sie glauben doch nicht, daß mir das Fräulein den Kleiderschrank an den Kopf wirft?“

„Den Schrank und die Hunde dazu,“ antwortete der Offizier. „Wir beide aber sprechen morgen über die Sache.“

Der Doktor sah sehr ängstlich nach seinem Nachbar, der ihn verächtlich anblickte.

„Daß Ihnen eine richtige Frau nicht freiwillig auf den Keim geht, das begreift sich,“ sagte er sarkastisch. „Aber deshalb den Zwangsweg anwenden, sich die Braut durch den Gerichtsvollzieher holen zu wollen, das ist originell. Aber wer das thut, ist auch ein Original, und das sind Sie, Herr Dr. Fellmann.“

Dem Doktor stieg es siedend heiß auf. Das Haus in der Tulpenstraße war erreicht. Es schlug eben 10 Uhr; die festgesetzte Zeit war bereits verstrichen. Aus dem Hause trat gerade der Gerichtsvollzieher.



„Was ist's?" fragten die beiden Herren gleichzeitig und erregt.

„Vorüber!" antwortete der Beamte kurz.

„Um Gottes willen!" rief der Doktor, der halb aus dem Wagen fiel. „Aber das wollt' ich ja nicht! Das wollt' ich nicht!"

„Alle Teufel!" donnerte der Hauptmann, und zum Gerichtsvollzieher gewendet, fuhr er fort: „Sie versprachen doch, daß Sie —"

„Ich habe bis  $\frac{1}{4}$  nach 9 Uhr gewartet, dann mußte ich beginnen. Aber von unbekannter Hand wurde mir der Betrag für Haupt- und Nebensache eingehändigt, infolge dessen ich die Versteigerung aufheben mußte." Und zu dem Arzte gewendet sagte er: „Das Geld werden Sie durch Herrn Dr. Osheimer erhalten."

„Ich will kein Geld!" schrie der Doktor, glühend rot im Gesichte, „ich wollte nur —"

„Sie wollten die Baronesse," fiel der Offizier lachend ein. „Gehen Sie nach Hause, Sie bekommen sie nicht! Denken Sie an den Ritter Delorges!"

„O, die Baronesse ist sanft —"

„Aber ich," rief der Offizier, „ich bin ihr Rächer!" „Sie werden mir doch nicht das Leben nehmen wollen?" rief der Doktor.

„Nein, es wäre schade, wenn solche — Originale aus der Welt verschwinden würden. Nicht ich werde Sie bestrafen, wohl aber die öffentliche Meinung, der ich diese Prachtkur nicht vorenthalten werde."

„Dann bin ich untertlich blamiert!" ächzte der Doktor. „Es ist immerhin eine Untertlichkeit!" versetzte der Offizier und kehrte ihm den Rücken.

Dem Gerichtsvollzieher aber reichte er die Hand und sagte leise zu ihm: „Kriegskameradschaft ist halt doch ein eigener Kitt fürs ganze Leben! Ich kann mir just die Sache erklären. Einstweilen meinen Dank!"

Der Doktor stieg halb betäubt in seinen Wagen; der Rufscher fuhr von dannen.

Der Gerichtsvollzieher empfahl sich ebenfalls und sagte zum Hauptmann nur: „Das Fräulein weiß nur, daß das Geld von Ihnen kam. Mit mir richten Sie das gelegentlich, Herr Hauptmann! Wenn mich nicht alles täuscht, finden Sie Gegenliebe bei der Baronesse. Hoffentlich darf ich bald gratulieren. Nun adieu! Glück auf!"

Der Offizier drückte ihm herzlich die Hand; dann stieg er die Treppe hinauf.

Margaret öffnete, und küßte ihm mit Thränen in den Augen die Hand. Frieda erschien auf der Schwelle ihres Zimmers und streckte ihm, glücklich lächelnd, beide Hände entgegen.

„Dank! tausend Dank, teurer Freund!" rief sie. „Jetzt bin ich Ihre Schuldnerin!"

„Die meinnige?" fragte der Offizier verwirrt. Der vormalige Kriegskamerad hatte also edelmütig gelogen, hatte auf Friedas Bülge die Freunde gezaubert und — wie schön sie noch war!

„Gnädiges Fräulein," stammelte er, „ich that zwar mein möglichstes, aber was der Beamte Ihnen sagte —"

„O, das war sehr schön, was er mir außerdem noch von Ihnen erzählte," unterbrach ihn die Dame. „Oder wollen Sie mich jetzt zur Exekution bringen?"

„Ich? Nun, gesehten Falls, ich würde es in derselben Absicht thun wie der drollige Doktor, gesehten Falls, ich würde Ihre Hand, Ihr Herz für mich fordern? Wie?"

„Ach, bester Freund, dazu bedürften Sie keiner gerichtlichen Hilfe," antwortete die Dame mit einem zärtlichen Blick.

Hinleider Worte für 1890.

Sie umarmten sich innig. Dann sagte der Unglückliche lächelnd: „Das Schicksal führt treue Herzen auf verschiedenen Wegen zusammen; bei uns geschah's im Zwangswege und durch den Gerichtsvollzieher. Wir sind glücklich! Probatum est."

### Der Senfmann.

Von Wilhelm Fischer.



in herblich küßler Augustmorgen gießt sein klares Licht auf Berg und Thal und in die weite Ebene, auf die man von dem am Ausgange des Gebirgs liegenden Dorfe hintersehaut. An Gräsern und Blumen funfelt der Tau, die Obstbäume neigen ihre reichbeladenen Zweige, das Laub dergroßen

Binde vor dem uralten Kirchlein wird schon fahl, nur die jungen Akazien vor dem neuen Schulhause prangen noch in frischem Grün. Zwischen diesem schmucken Ziegelbau, den die Gemeinde endlich mit Murren und Knurren auf Andrängen der Regierung errichtet hat, und dem Hofe des reichen Klostermeyers rauscht Tag und Nacht ein unverleglicher Brunnen. Der Eimer unter dem einen Ausflußrohr ist längst gefüllt und läuft über, aber das junge Mädchen mit den langen braunen Zöpfen, welches daneben steht, beachtet es nicht, denn ein schlanker Bursch steht freundlich plaudernd bei ihr. Er redet nicht die Mundart der Gegend, er ist fremd hier und erst seit einigen Wochen zur Aushilfe bei dem Klostermeyer beschäftigt. Auch sie drückt sich trotz ihrer bunten und kleidamen Landestracht anders als eine gewöhnliche Bäuerin aus, nicht umsonst ist ihr Vater ein Schulmeister. Die beiden scheinen sich trotz der kurzen Bekanntschaft schon recht gut zu verstehen, die treuen Augen des jungen Mannes ruhen mit unverkennbarem Wohlgefallen auf dem hübschen Mädchen-gesicht im Morgenglanz. Aber das Glück der Zwiepsprache sollte nicht von langer Dauer sein. „Heiner, so spann doch an!" rief eine herrische Stimme, und während der junge Mann eilig zu seiner Arbeit zurückkehrte und das Mädchen den Eimer ergriß, trat Jörg, der älteste Sohn des Klostermeyers, mit langen Schritten zum Brunnen heran, ihr den Weg versperrend. Sein Gesicht, sonst nicht übel, war augenblicklich von Anmut entstellt, und seine schwarzen Augen funkelten zornig, als er mit unterdrückter Stimme sie ansuhr: „Was hast du denn mit dem zu schwätzen, Piese?"

„Man wird einander doch noch Guten Morgen sagen dürfen,“ erwiderte sie gleichmütig.

„Dazu habt ihr lange Zeit gebraucht.“

„Hast du uns belauscht, daß du das so genau weißt? Mir ist der Augenblick nicht so lang vorgekommen, aber du sollst recht haben, um so eher muß ich jetzt heim.“

„Gelt, jetzt hast du's eilig? Nein, setz den Eimer nur wieder hin und gönn mir auch ein Wort!“ Sie that nach seinem Willen, blickte aber mißmutig zu Boden.

„Liese,“ begann Jörg sanfter, „sei gut! Wir kennen einander von klein auf, und du weißt, wie ich's meine.“

„Gelt, du grollst, daß ich auf der Kirchweih so viel mit der Grete getanzt hab'? Aber ich mußte es ehren- und schandenhalber thun, sie war zum Besuch bei uns, ist noch in der Verwandtschaft.“

„Und reich,“ fiel Liese ein, „sie paßt in jeder Beziehung zu dir, und ich hab' durchaus nichts dagegen.“

Er lächelte. „Dein Arger zeigt, daß du mich doch noch etwas lieb hast. Nun, sei verständig, und alles wird noch gut. Ich brauch' nicht auf Geld zu sehen. Gib mir die Hand und versprich, jenen hergelauften —“

„Schimpf nicht auf Abweisende, das ist feig.“

„Soll ich noch Umstände machen mit unserm Knecht?“

„Knecht? Nun meinethalb. Aber er ist ehrlicher Leute Kind, hat Schulen besucht, versteht seine Sach', kann Verwalter, Inspektor, Pächter werden und weiß —“

„Du kennst ihn ja schon sehr genau!“ unterbrach Jörg sie mit wieder aufstimmendem Borne und gab seinen Hunde, der wedelnd auf ihn zugesprungen war, einen Fußtritt.

„Was hat dir der arme Spitz gethan?“ fragte das Mädchen vorwurfsvoll. „Und was hab' ich dir gethan, daß du dich so anstellst? Darf ich denn nicht mehr ein harmlos Wort reden, mit wem ich will? Was geht's dich an?“

Noch einmal bezwang er mühsam seine Hitze und erwiderte: „Sei verständig, Liese! Du weißt, warum wir noch nicht weiter sind. Aber laß den Fremden laufen, und ich bring's in Ordnung mit meinem Vater, ich sprech' ein offenes Wort mit ihm.“

„Das wagst du doch nicht.“

„Noch heut, eh' die Sonne untergeht! Versprich mir nur —“

„Nein!“ unterbrach sie ihn und zog die Hand zurück, die er ergriffen hatte, „ich mag mich nicht aufbringen und dich nicht in Streit mit deinen Leuten bringen. Es hat überhaupt noch lange Zeit mit alledem, mein Vater braucht mich noch. Und nun laß mich endlich vorbeil! Wir können dabei doch gute Freunde bleiben.“

„Nein, erst muß es sich entscheiden — entweder, oder! Wähle zwischen ihm und mir!“

„Zwingen laß' ich mich so wenig wie bevormunden,“ versetzte das Mädchen scharf.

„Elise, wo bleibst du denn?“

erscholl vom Schulaufe her die deutliche Stimme des Lehrers. Das Mädchen ergriff hurtig den Eimer, und Jörg gab zähneknirschend Raum, stieß aber dabei noch zornig hervor: „Wär' der Hans Urian nicht gekommen, du gäbst mir andern Bescheid!“

Sie bezwang sich, nicht „Mag sein“ zu erwidern, aber ihr Schweigen war auch eine Antwort. Finster blickte Jörg der Wegschreitenden nach, bis sie im Hause verschwunden war, dann eilte er mit einem Fluche seinem väterlichen Hofe zu.

Liese hatte vor zwei Jahren ihre Mutter durch den Tod verloren, ihre beiden Brüder waren nicht daheim. So hatte ihr Vater ohne besondere Einschränkung und sehr zum Vorteil seiner bescheidenen Einnahmen seit kurzem Stüb' und Kammer an einen Stadtherrn vermieten können, der ruhiger Arbeit hold die Einsamkeit des schlichten Dörfleins einer mehr belebten und vornehm-

men Sommerfrische vorzog. Einen kleinen Uebelstand hatte seine sonst hübsche Wohnung, man mußte, um in die Schlafkammer zu gelangen, durch die Stube gehen. Der Herr Professor pflegte deshalb, wenn sein Bett gemacht, sein Wasch- und Trinkwasser erneuert und die andern täglich nötigen Arbeiten besorgt werden sollten, um jede Störung zu vermeiden, das Feld ganz zu räumen und eine Weile spazieren zu gehen. Auch jetzt erhob er sich frühzeitig bei Lieses Eintritt und sagte lächelnd: „Soll ich wieder vertrieben werden?“

„Die Stunde hat schon geschlagen,“ entgegnete das Mädchen, „aber wenn's Ihnen nicht paßt, so kann ich warten.“

„Nein, liebes Kind, in allen Dingen ist Ordnung



Ein schlanter Bursche steht freundlich plaudernd bei ihr.

gut und Regelmäßigkeit," sprach der alte Herr freundlich. "Ich sehe zwar nicht ein, wozu die tägliche Hegererei nötig ist, einmal in der Woche, das wäre reichlich genug. Aus einem bißchen friedlichen Staub mach' ich mir durchaus nichts, er thut keinem Menschen was, wenn man ihn in Ruhe läßt."

Das Mädchen lachte. "Aber ich müßte mich seiner schämen."

"Ich füge mich ja gehorsam meiner kleinen fleißigen Tyrannin," sprach er, Hut und Stock ergreifend. "Und Sie brauchen sich durchaus nicht zu übereilen; bei dem herrlichen Wetter bleib' ich wohl etwas länger aus. Aber nicht wahr? den Schreibtisch verschonen Sie, wie bunt es auch darauf aussehen mag?"

"Ich hab' Ihren Befehl nicht vergessen und will jeder Verhuchung widerstehen. — Ist das ein Fernrohr?"

"Freilich. Ich hab's mir nachsenden lassen und soeben aufgestellt."

Er richtete es nach der Ebene hin, sah hindurch und forderte sie dann auf, einmal einen Blick durch dasselbe zu werfen.

"O wie schön!" rief Liese entzückt. "Ich sehe die Säulen an der Vorhalle des Rathauses im Städtchen, und die Leute auf dem Marktplatz. So klein, und doch so klar und deutlich! Man meint, man könne es mit Händen greifen, und ist doch meilenweit entfernt."

"Schauen Sie hindurch, so oft und solange Sie wollen, wenn Sie nur meine Bücher und Papiere, auch die kleinsten Zettel, schonen," sprach der Professor, schon in der Thüre. "An einem klaren Abend will ich Ihnen auch einmal den Sternenhimmel zeigen, den Jupiter und seine Monde."

Er ging. Doch zunächst hatte Liese ohne Glas etwas zu sehen. Eben rollte, von zwei wohlgenährten Braunen gezogen, des Klostermeyers Erntewagen vorbei. Vier Mäher, die den Rest der Frucht auf dem großen Acker droben am Walde schneiden sollten, hatten auf dem Wagen paarweise Platz genommen, Jörg und Heiner in zweiter Reihe, bei ihnen waren die breiten, im Sonnenschein funkelnden Sensen untergebracht. Heiners treues Gesicht verklärte sich, als er das Mädchen am Fenster erblickte; er grüßte und sie dankte holdselig; Jörg fuhr zusammen und wandte sich finster ab. In tiefem Sinnen blickte Liese dem Wagen nach, bis er in ihren Augen entschwand. Sie war sich keiner Schuld gegen ihren stolzen und heißblütigen Nachbarn bewußt und fürchtete sich doch vor seinem eifersüchtigen Groll.

Selbst die Arbeit, sonst das beste Heilmittel der Schwermut, beruhigte sie nicht ganz. Bald war die Kammer blind und blank, und Liese wollte eben das Zimmer verlassen, als ihr scharfes Auge wieder den drüben am Waldestrande langsam bergan fahrenden Wagen entdeckte. Schnell richtete sie das Fernrohr dorthin. Freilich, den sie am liebsten sah, der ward ihr zum größten Teil durch die Gestalt seines Nebenmannes verdeckt. Aber jetzt warf Heiner, um einem überhängenden Aste auszuweichen, seinen Kopf plötzlich zurück und zur Seite, — das Mädchen zuckte zusammen, die eine Sense war in gefährlicher Nähe, — was macht sich jetzt Jörg mit ihr zu schaffen? er rückt sie wohl vorsichtig weiter weg? — oder — Liese lauscht mit stockendem Atem, sie hätte rufen, warnen mögen — jetzt, weh! ein neuer Zweig — und sie stößt einen Schrei aus, daß ihr Vater, der im Erdgeschosß bei offenem Fenster unterrichtet, erschrocken aufhorcht. Doch da kein zweiter folgt, so beruhigt der gestrenge Meister sich wieder.

Aber bald war's für ihn, für das ganze Dorf mit

der Ruhe vorbei. Der arme Heiner, soeben erst wohlgenut und ahnungslos zum fröhlichen Tagewerk ausgezogen, wurde als stiller Mann, blaß und blutüberströmt zurückgebracht. Er hatte einem ihm drohenden Aste ausweichen wollen und sich bei dem heftigen Knack an der eigenen Sense den Hals durchschnitten.

So berichteten seine Genossen, so lagten sie auch bei der Totenschau aus, die von der Behörde vorgenommen wurde. Der jähe Tod des braven und freundlichen Jünglings wurde allgemein bedauert. Von den guten Leuten, die sich nach einem Unglück plötzlich wieder auf ihre vorher stumme Weisheit besinnen, fiel manch ernstes Wort über die furchtbare Gefährlichkeit der Sensen und die bei ihrer Handhabung gebotene Vorsicht. Und dann blieb nichts weiter übrig, als die Familie zu benachrichtigen und den armen Heiner zu begraben.

Von den Angehörigen erschien niemand bei der Beerdigung. Die alte, gebeugte Mutter war zu schwach, und die Geschwister wohnten zu weit entfernt. Aber fast das ganze Dorf gab dem liebenswürdigen Fremdling das letzte Geleit. Die Glocken des alten Kirchturms klagten, der Lehrer ließ die Schulkinder singen: "Wer weiß, wie nahe mir mein Ende?" — der greise Pfarrer verslocht in seine Rede Stücke des Liedes: "Es ist ein Schnitter, der heißt Tod", — auch der gute Professor nahm an der ergreifenden Feier teil, und alles verlief, vom prächtigen Spätsommerwetter begünstigt, recht würdig und feierlich. Dann zerstreute sich die Menge; die einen schritten rasch und munter, die andern langsam und sinnend davon im hellen Sonnenlicht je nach Alter und Gemüthsart. Liese blieb noch, wie festgebannt. Seit dem jähen Ende Heiners in einer furchtbaren Aufregung, hatte sie beim Begräbnisse krampfhaft geschluchzt und geweint. Nun schaute sie starren Blicks dem schaukelnden Totengräber zu. Dann wandte sie sich und schritt zu dem nicht gar weit entfernten Grab ihrer Mutter. Sie rupfte einiges Unkraut zwischen den Blumen aus, beseitigte ein paar welke Blätter und ordnete und verschönte die Stätte mit frommer Hand, aber ihre Gedanken waren nicht bei diesem Liebeswerk. Das Geräusch nahender Schritte schreckte sie auf. Jörg stand vor ihr, auch sichtlich aufgeregt und verwirrt. "Wie schön du das Grab in der Reih' hältst!" begann er; doch dieser Versuch, eine harmlose Unterhaltung anzuknüpfen, schlug fehl. Und es lag ein seltsamer Ausdruck in ihrem starren Blick, vor dem er den feimigen unsicher zu Boden senkte. Ein Zucken flog über sein Gesicht. Mit Anstrengung sich fassend, stotterte er nach einer Pause: "Gewiß, es ist ein trauriger Fall, und gerade — laur's mir wohl denken — aber du darfst dir die Sache doch nicht so zu Herzen nehmen. Sterben müssen wir alle, der eine früher, der andere später. Ihm ist wohl, und uns besser, gelt, Liese? Komm! Du bist schon zu lange an diesem traurigen Orte gewesen, — laß uns zusammen heimgen!"

"Rühr mich nicht an!" schrie sie zurückschauernd. "Wie kannst du es wagen, mir von ihm zu reden, an seinem Grabe zu stehen, du —? Du hast ihn auf dem Gewissen!"

Erschreckt, keines Wortes mächtig, erdfahl im Gesicht starrete er sie an. Dann leuchtete er: "Was soll der Unsinn heißen? Du bist verrückt!"

"Hab' ich's nicht gesehen, wie der Ärmste sich blähte vor den ihn streifenden Zweigen, wie du Satan ihm heimlich die Sense näher schobst, daß er hineinfielen mußte, — hab' ich's nicht deutlich gesehen durchs Fernrohr des Professors?"

Er suchte zusammen.

„All die Tage lang hat's mir fast das Herz abgedrückt," fuhr das Mädchen, einmal im Zuge, leidenschaftlich fort. „Es lag wie ein Stein auf mir, ich zitterte bei dem Gedanken, vor der Totenschau zum Zeugniß aufgerufen zu werden, ich hatte Gewissensbisse, und keinen Menschen, den ich um Rat fragen konnte, ich war in fortwährender Angst vor meinem Vater — und etwas hat er doch gemerkt, — o Gott, was soll werden? was soll ich thun? — Aber ich bring's nicht fertig, dich dem Henker zu überliefern; wenn sie fragen, mich vor Gericht ziehen, vereidigen, dann muß ich wohl, — freiwillig, nein! Um alter Zeiten willen tauch' ich meine Hände nicht in dein Blut, so schwer meine Last auch ist. Deshalb sei ruhig, zittere nicht so erbärmlich. Lebe weiter, wie du kannst, bereu und thu Buße. Aber mir bleib fern, zwischen uns beiden ist alles aus.“

Sie ging. Nach kurzen Brüten raffte sich auch Jörg auf und wandte ziellos fort. Am Thore des Kirchhofs traf er mit dem heimkehrenden Totengräber zusammen, der ihm einen sonderbaren Blick zuwarf. Ruhelos wanderte der Mörder durch Feld und Flur. So war also das Verbrechen umsonst begangen, und nicht ungehehen, — sein Hals in Gefahr, — wer bürgt für das Schweigen eines Weibes? Wie leicht scheidet etwas durch! Vielleicht hat der Totengräber schon mehr als genug gehört. Und immer wieder tauchte ein bleiches Antlitz, eine klaffende blutige Wunde vor Jörgs Auge auf. Weg, blasser Schemen! Die Sonne leuchtet so hell, und der Lebende hat recht.

Vergebens. Der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn, die Beine tragen ihn kaum noch, der Friede der Einsamkeit erschreckt ihn. Er muß wieder unter Menschen. In die Schenke. Eine Stärkung thut ihm not, und da trifft er heut auch muntere Gesellen. Aber ist's Einbildung oder Wirklichkeit? Sie sehen den Sohn des reichsten Bauern heut anders an als sonst. Kaum erwidern sie seinen Gruß; ein eisiges Schweigen empfängt ihn; sein Eintritt scheint die vorhin lebhafteste Unterhaltung ganz gelähmt zu haben. Er nähert sich so unbefangen wie möglich dem großen Tische; bei gutem Willen wäre noch Raum für zwei zu schaffen gewesen, aber die Gäste rücken nicht zusammen, sie machen sich im Gegentheil recht breit, der eine trinkt, der andere stopft sich eine frische Pfeife, der dritte nimmt das gelesene Zeitungsblatt zur Hand, — kein Mensch will Jörg ansehen, geschweige denn ihn zutrinken. Mit gewaltthamer Fassung schreitet er vorüber und auf den beim Wirt am Fenster sitzenden Ortsvorsteher zu. Da erhebt sich der alte Bauer, zahlt und nimmt seinen Hut. „Schon heim, Vetter Jakob?" würgt Jörg mit Anstrengung hervor. „Ja, ich habe zu thun," erwidert der Alte mit erstem Blick.

Auch Jörg entfernte sich bald. Es ward ihm schwül und unheimlich in dem niedern Saal. Ach, und auch draußen im Abendfrieden der Flur atmet er nicht erleichtert auf, der Westen glüht wie Blut, auf der Erde, so groß und weit sie sich dehnt, findet der Unselige keine Ruhe mehr.

Diese hatte, von dem Begräbnisse heimgekehrt, ihre Kleidung gewechselt und mühsam, wie in einem schweren Traum, die häuslichen Geschäfte besorgt, das einfache Abendbrot zugerichtet. Dem Professor, der dasselbe mit seinen Hausgenossen zu teilen pflegte, fiel ihr Ansehen auf, als er in das Familienzimmer trat. „Sie sind unwohl," sprach er besorgt, „Sie hätten sich zu Bett legen sollen.“

„Und Sie fasten lassen?" versuchte das Mädchen zu

scherzen, aber es gelang ihr schlecht. „Wo nur der Vater bleiben mag?"

Endlich kam der Lehrer, sichtlich in großer Aufregung. Er hatte sich im Pfarrhause verspätet, wie er zu seiner Entschuldigung sagte. Man setzte sich zu Tisch. Mehrmals schien es, als ob der Vater die Tochter anreden, befragen wolle und nur die Gegenwart eines dritten schein. In aller Harmlosigkeit kam ihm der Professor zur Hilfe. „Schade, daß Sie heute nicht munter sind," sagte er zu der schweigenden Piese; „bei diesem klaren Himmel hätten wir unsere astronomischen Studien beginnen können.“

„Nein," brach sie schauernd aus, — „ich werf keinen Blick mehr durch das Glas, — o hätt' ich's nie gehalten!"

„Ja," begann der Vater, „was hast du eigentlich gesehen? Hast du mir die volle Wahrheit gesagt, als ich dich nach der Ursache deines furchtbaren Schreis fragte?"

„Laß mich!" rief sie schluchzend und sprang auf. Der überraschte Professor suchte sie zu beruhigen und bat ihren Vater, die offenbar Leidende zu schonen.

„Gern," antwortete der Lehrer, „wenn's das Gericht nur auch thut. Ich fürchte, die Untersuchung geht von neuem an. Es laufen sonderbare Gerüchte um. — Was ist das?"

Er riß ein Fenster auf. Draußen erhob sich, immer näher kommend, ein wirres Geräusch von Schritten und Stimmen, ein immer mehr anschwellender Volkshaufe wälzte sich näher, dem Nachbarhose zu, vor dem er unentschlossen Halt machte, und eine Aulerufene gab die Auskunft: „Klostermeyers Jörg hat sich aufgehängt — dort oben am Waldesrand!"

— Er schneidet oft rasch, der alte unermüdete Senfmann, unerwartet. In wenigen Tagen hatte er aus dem stillen Dörflein zwei blühende Opfer geholt. —

## Des Bläsi Kache und der Bauern Cruz.

Der Bläsi von Simonsfeld war anno 1850 in der Reaktionszeit nach der Revolution der strengste Polizeidiener, den es nur in der Christenheit geben konnte. Zwar stammte er selbst aus Simonsfeld, ging dort in die Schule und hütete die Gänse. Aber gerade deswegen hatte er einen so unbändigen Stolz und Haß gegen seine Landsleute. Denn die Simonsfelder hatten ihn keine fröhliche Jugend bereitet. Er war der Sohn der Gänsehirtin, der „bösen Gret" und eines unbekanntem Vaters. Die Gret hatte für ihren unwillkommenen Sprossen mehr Schläge als Küsse; sie hätte am liebsten gesehen, wenn der liebe Gott den roten häßlichen Luben in einen schönen Engel im Himmelreich verwandelt hätte. Der Bläsi erwiderte diese geringe Zärtlichkeit durch störrisches, unfolgsames Wesen; er nannte seine Mutter bald nicht anders als böse Gret; dazu alle Schimpfnamen, die er von den Bauern über seine Mutter hörte, brachte er mit Wonne heim. Als er 14 Jahre alt war, schlug er zum erstenmal mit einem Stück Holz nach der Mutter, und von der Zeit an war er Meister im Haus. Das ist die Jugend des Bläsi im allgemeinen. Kein Sonnenstrahl, keine Liebe, kein Kindesglück. Rechnet man dazu die bittere Armut, die Verachtung der reichen Mistprogen, das häufige Betteln vor den Thüren der großen Bauern, die Schläge in der Schule, die Mißhandlungen vonseiten der Bauernkinder, die er ohne Murren hinnehmen mußte, — nun, dann wird man begreifen, daß der Bläsi ein verdrückter, heimtückischer, bössartiger Mensch wurde.

Da kam er zum Militär, im Jahre 1842. Was andere als ein Unglück anfaben, erschien dem Bläsi wie eine Erlösung. In der Kaserne war er Mensch wie andere, hier galt keine Geburt, kein Ansehen der Person, sondern allein die Tüchtigkeit im Dienst. Und der Bläsi hielt sich gut, ich hatt' es nicht geglaubt. Er wurde Korporal; in der Revolution 1849 blieb er der Regierung treu, so daß er sogar vor den Freischaren ins Elsaß flüchten mußte. Was viele Verständigen damals nicht begriffen, das begriff der Bläsi von Simonsfeld, daß nämlich keine Revolution Dauer hat, daß die Regierung doch wieder notwendig obenauf kommen muß; dann, wenn es heißen würde: Wer ist treu geblieben? — dann wollte der Bläsi schon seinen Lohn einholen.

Und der Lohn bestand darin, daß man den Bläsi zum Polizeidiener in Simonsfeld machte mit dem ungeheuern Gehalt von 300 Gulden nebst Wohnung, Holz und beträchtlichen Nebenverdiensten. Das sollte die Strafe dafür sein, daß die Simonsfelder auch mitgerevoluzt hatten.

Der Bläsi ließ es aber auch die guten Landsleute fühlen, daß jetzt sein Polizeistock Herr und Meister war. Wer irgend etwas in der tollen Zeit angestellt hatte, der konnte sich vor dem Bläsi nicht nehmen. Man that wohl daran, besonders gerade der Bürgermeister, mit dem strengen Bläsi recht gut zu stehen. Einen Gemeinderat hatte er schon nach Raftatt in die Kasernatzen nach Bastion zwanzig gebracht. Andere zitterten und bebten wie weiland die Schweizer vor dem bösen Landvogt Gesler. Ein dummer Schulbub hatte in der Revolutionszeit das stille Gemach hinten an der Scheuer, in welchem der Bauer so gern die Zeitung las, mit roten aufrührerischen Zetteln tapeziert und sich nicht wenig über diesen prächtigen Gedanken gefreut. Aber der Bläsi entdeckte das Furchtbare, der Bub wurde in der Schule exemplarisch abgestraft und das Gemach niedergehauen. In Summa: der Bläsi wollte all sein jugendliches Ungemach an seinen biederen Mitbürgern rächen. Ob sie ihn auch haßten, ob sie ihm auch Schmähschriften an die Thür nagelten, worin Einzelheiten aus seiner und seiner Mutter Lebensgeschichte aufgefriescht wurden — es half alles nichts, sie brachten dadurch den grimmigen roten Schnurbart nicht aus dem Dorf.

Da passierte eine ergötliche Geschichte, die man sich in Simonsfeld heute noch erzählt, oder vielmehr zwei Geschichten, welche dem Bläsi den Aufenthalt in Simonsfeld gänzlich verleideten. Und zwar ist es eine Liebesgeschichte, aber eine, wie sie nicht alle Tage vorkommen.

Nämlich der Bläsi hatte trotz seiner grimmigen Gemütsart dennoch zartere Stunden, wo er sich sehnte nach weiblicher Verschönerung des Lebens, und wo er seine Augen umhergehen ließ unter den Töchtern des Landes. Allein es wollte ihn keine. Er war zu verhärtet und wegen seiner Herkunft verachtet.

Indessen der Bläsi verzweifelte nicht. Er legte sich auf die Bildung. Zu was hat man denn heutzutage die vielen Schriftgelehrten mit den himmelweiten Büchern? Also kaufte er sich einen „Briefsteller für glücklich und unglücklich Liebende, sowie solche, die es werden wollen, nebst Deutungen sämtlicher Träume“. Daraus schrieb er die feurigsten Briefe ab und legte sie bald da, bald dort auf ein Fenster, beschwert mit einem Stein. Allein es half auch nichts. Bereits hatte er sein schwerstes Geschütz verschossen, nämlich einen Brief, der jeden Menschen, auch den kältesten Eskimo, zu Thränen des

Mitgeföhls bringen muß. Der Sinkende will lieber nichts davon abdrucken, sonst müßte der geneigte Leser unsäglich traurig werden. Also selbst dieser Brief hatte nicht eingeschlagen, und der Bläsi dachte bereits daran, sich einen noch schrecklicheren „Briefsteller“ zu kaufen — da kam in letzter Stunde endlich die Erhörung. Ein verschmitzt aussehender Bub — es war der derzeitige Rektor der Gänjeschule, was dem Bläsi wieder einen Trauerstich in sein Freudenherz gab — dieser verschmitzte Bub richtete dem Bläsi einen schönen Gruß aus von des Brunnenbauers Emilie, und er soll so gut sein und heut abend zwischen sieben und acht Uhr zu ihr kommen. Sie wolle ihn etwas sagen. Was Wunder, wenn der Bläsi alle Mühe hatte, dem schlüßhörigen Buben seine freundige Aufwallung zu verbergen und das grimmige Antlitz beizubehalten! Er gab dem Liebesboten zwei Kreuzer und schritt heim in seine Behausung im Wächterhaus, seinen Jubel auszutoben.

Am Abend, zu der Zeit, wo die Bauern wohl alle zu Nacht gespeist haben, wenn die Burschen um die Häuser streichen wie die Katzen um die Schornsteine, wenn da und dort ein Licht in einer Hinterstube oder in einem zweiten Stockwerk aufflammt, da schlich auch der Bläsi klopfenden Herzens durch die stillen Gassen. Er hatte sein Amtskleid abgelegt; er war ja heute nicht Polizeiorgan, sondern Mensch, ja sogar ein Liebender und der Geliebte eines wohlhabenden und hübschen Mädchens.

„Wem ist's da nicht froh zu Mut,  
Der zum Schälkel gehen thut?“

brummte der Liebhaber zwischen den Zähnen. Aber wo wird er das Mädchen treffen? Bläsi, du warst Kanonier, du weißt, wie man eine Festung belagert, wie man Patrouillen sendet, wie man den Feind zum Ausfall in den Hinterhalt lockt und dann festhält! Bläsi, das mußt du alles wissen!

Der Bläsi begann die Belagerung. Als Parlamentär, welcher die Anwesenheit des Feindes verkündigte und zur unbedingten Übergabe aufforderte, schickte der Bläsi einen vielsagenden Husten. Den mußten sie drin hören. Nach einer Weile schickte der Belagerer den zweiten Parlamentär. Aber wieder keine Antwort. Es blieb also nichts anderes übrig, als mit Laufgräben, mit stillem aber kühnem Vorrücken der Festung näher zu kommen. Eben wollte der Bläsi aus dem Schatten des großen Rußbaumes heraustreten, um durch sprungweises Vorgehen in die Nähe des Fensterladens zu gelangen, — da wurde es im zweiten Stock in der Dachkammer hell. Aha! Also dort! Im Augenblick stand der Liebende unter dem Fenster. Das Licht verschwand wieder, also war es bloß ein Zeichen gewesen. Schnell die Leiter her, die unterm Rußbaum stand, angestellt, hinauf. Das Fenster war durch ein Gitter geschützt, das wußte der Bläsi; aber was schiert ein Gitter die Liebe? Ohne weiter zu überlegen, zwangte der Bläsi den Kopf hinein. Au, es that weh, aber es ging. Vielleicht gelang es auch, den Körper nachzuschieben.

„Emilie, ich bin da,“ flüßerte der Bläsi vernüßigt in die Stube hinein. Allein keine Emilie zeigte sich. „Emilie, hörst du denn nicht? Der Bläsi ist da!“ Was ist das? Dergott . . . . Verfluchte Wande! Wollt ihr's stehen lassen?

Sachte wurde unten die Leiter weggezogen. Der Bläsi hing in der Luft wie ein Schinken im Kamin. Er konnte nicht einmal den Kopf drehen, um seine Feinde zu erkennen, die ihn „bodenlos“ in Verlegenheit brachten.



Ja, da hing er, der Bläsi, wie ein Dieb am Galgen. Der Kopf saß zwischen dem Gitter fest wie eingegossen, ging nicht vor- und nicht rückwärts. Mit Mühe und Not unterstützten die Hände den Kopf im Halten des Körpers, sonst hätte dem armen Teufel das Genick abreißen können. Wenn er nur wenigstens gewußt hätte, welche Spießbuben ihm diesen Schimpf angethan hätten!

Der Bläsi hielt es für das beste, gar keinen Lärm zu machen; vielleicht war ja auch die Leiter von selbst gewichen oder in eine Grube eingesunken. Wenn nur der Kopf wenigstens aus dem verdamnten Eisen heraus gewesen wäre! Es wurde allmählich ungemütlich, so zu hängen wie Absalom am Eichenbaum! Es könnte auch ein Joab kommen, zwar nicht mit drei Speisen, aber mit Prügeln! Der Bläsi hatte das Gefühl, daß die Schattenseite seines Daseins eigentlich recht einladend in die Luft hineinragte. . . .

Nach hängen zehn Minuten ging es nicht mehr anders, als daß der Kopf, koste es auch die Ohren, mit Gewalt aus den Fesseln heraus mußte. Der Bläsi zog mit dem Mute der Verzweiflung. Die Haare knisterten ihm um die Ohren wie Flintenfeuer. Die Ohren bluteten. O, du lieber Bläsi, was bist du blamiert! Noch ein Ruck. — Gottlob, der Kopf ist wieder frei!

Ein Richern von unten ertönte. Zwei Gestalten schossen schleunigst um die Ecke. Der Bläsi, nachdem er die eigenartige Situation überschaut hatte, ließ sich langsam und vorsichtig an der starken Weinrebe herab bis auf den Holzhaufen. Dann kroch er still zur Erde nieder und eilte schleunigst nach Hause.

Bläsi war sehr unglücklich. Er ahnte, daß die Bestellung nicht von der Emilie ausging, sondern von den Burschen, die ihm dabei irgend eine Veltion zugebracht hatten. Und so war es auch.

In den nächsten zwei Tagen trug der Bläsi ein Tuch um die Ohren; und wenn ihn jemand fragte, was er habe, so gab er Ohrenweh an. Die ganze Gemeinde jedoch vom ältesten Greis bis zum kleinsten Schulkind wußten, was dem Bläsi begegnet war, und alle freuten sich darüber.

Der Betrogene natürlich schwur den unbekanntem Mißethätern Entdeckung und Rache. Leider aber sollte ihm bald ein zweites ebenso großes Mißgeschick begegnen.

Auf einem Dorfe bleibt nichts lange verborgen. Da auch der Bläsi seinen Spion hatte, so erfuhr er, daß des Blumenwirts Gustav der Anstifter des Attentats war. Also war die nächste Aufgabe des Polizisten, diesem verwegenen und stolzen Burschen aufzulauern, ob er ihn nicht bei einer Mißethat fangen könne.

Eine solche Mißethat aber war in jener Zeit, das Hederlied zu singen. Wer dabei erwischt wurde, kam unnachsichtlich in den Käfig.

Bisher hatte nun der Bläsi mit dem Hederlied seine bittere Not gehabt. Wenn er abends durch das Dorf

ging, so klang bald da-, bald dorthier aus den Gärten, hinter den Scheunern hervor das Hederlied. Bis aber Bläsi an den Ort der Mißethat kam, war niemand mehr da, und aus einer andern Ecke heraus schrie eine höhnische Stimme: „Heder hoch!“ Oft foppte ihn das Lied von allen Seiten her, so daß er sich vor Grimm nicht mehr zu helfen wußte.

Nun geschah es aber, daß an einem schönen Sonntagabend der Bläsi von seiner Wohnung aus das Hederlied hörte. Er horchte. Die Sänger mußten von Kreuzbach herkommen auf dem Hohlweg, der durch die Reben nach dem Adler zu führte. Setzt der Bläsi geschwind seinen Helm, den unförmlichen Melkfübel, auf, der oben viel weiter war als unten, und nimmt in der Mitte des Hohlweges eine abwartende Stellung ein.

Die Stimmen kommen näher und näher. Richtig, der Todfeind, des Blumenwirts Gustav, ist dabei. Hab' ich dich, du Klujon, denkt der Bläsi und malt sich schon aus, wie er den Burschen geschlossen nach Freiburg transportiert. Der soll merken, wenn er unter die Finger gekommen ist!

Der Bläsi läßt die Burschen ganz dicht an sich heran kommen.

„Golt! Im Namen des Gesetzes. Ihr seid verhaftet.“

„Oho?“ Erst mußt du uns haben,“ auch noch andere Redensarten, die sich auf dem Papier aber nicht gut schicken.

Die Burschen stoben auseinander. Zwei rannten durch den Hohlweg wieder den Berg hinauf, einer aber war mit einigen kühnen Sprüngen durch die Weißdornhecken auf den oberen Rand des Hohlweges gestiegen. Es war der Gustav.

Dem nach, hieß es im Herzen des Bläsi. Und der Bläsi kletterte im Namen des Gesetzes durch die Weißdornhecken.

Der Bursche oben schien jedoch sich zu schämen, weiter vor dem Verfolger zu flüchten. Er riß einen langen, schweren Nebpfahl heraus und schwang ihn über die Schulter.

Da der Bläsi dies bemerkte, legte er sich, als guter Kanonier, aufs Parlamentieren; er forderte im Namen des Gesetzes zur Übergabe

auf. Der Bursche aber meinte, wenn er ihn wolle, solle er ihn nur packen. Die Reben hätten ja keine Gitter, und die Ohren seien dem Bläsi doch wieder länger gewachsen als gut sei für einen Menschen und Liebhaber. Oder sollte er ihm eine Leiter holen?

Dies brachte den Bläsi ganz aus dem Häuschen. Mit wütendem Schnauben griff er in die Weißdornen, sich an dem steilen Raim hinaufzuziehen. Eine Klut von Schimpfworten strömte aus seinem Munde. Noch einen Schritt, und er wäre oben gewesen. Aber da geschah auf den polizeilichen Helm ein furchtbarer Schlag. Pfeilschnell fauste der Melkfübel über Augen, Ohren und Nase herab und blieb über dem Munde sitzen. Damit war natürlich die Situation völlig verändert.

Der Bursche oben lachte, daß er sich hin- und her-



Sachte wurde unten die Leiter weggezogen.

bog. Der Bläsi dagegen gab bloß schmerzvolle, gurgelnde Töne aus seinem Gefängnis von sich. Der Helm machte ihm große Schmerzen, offenbar war diesmal ein Stück von der Nase weggegangen. Der Arme zerrte verzweifelt an seinem Kopf herum. Aber wenn er sich auch auf den Kopf gestellt hätte, es wäre vergebens gewesen. Zwischenhinein machte er wohl auch wieder eine ohnmächtige Faust nach dem lachenden Feind.

Dieser hatte einige Zeit seine Freude an dem Unglück des Bläsi. Allein er überlegte sich doch allmählich, daß die Sache schief ausgehen könnte. Mit einem Rebsteden der Staatsgewalt auf den Schädel hauen — das ist nicht leicht zu nehmen. Daher legte sich jetzt der Burische aufs Parlamentieren. Er schlug dem Bläsi vor, er wolle ihn von dem Ungetüm auf dem Kopfe helfen, er wolle den Mund halten und keinem Menschen etwas sagen, wenn der Herr Bläsi gleichfalls so gut sein wolle.

Wolle er dies Versprechen nicht thun, so könne er die Nacht im Weißdorn zubringen und außerdem die Schande vorm ganzen Dorf haben. Er aber, der Gustav, habe nicht so viel zu riskieren, als der Bläsi meine, denn er ginge einfach ins Elsaß und heirate seine reiche Base und werde Lammwirt, wenn der Bläsi nicht nachgäbe und Schweigen gelobe. Bis der Bläsi den Melkfüßel vom Kopf habe, werde er auf seinem Rappen dem Rhein zu galoppieren, und dann adje!

Erneuerte krampfhaft aber vergebliche Versuche des Bläsi, den Kopf frei zu bekommen. Was war zu thun?

Ein abermaliger Antrag des Gustav fand endlich Gehör. Der Bläsi nickte Zustimmung. Der Burische mußte hell auflachen, wie der Kübel nickte. Es sah zu drollig aus.

Aber nun kam noch ein schwieriges Stück Arbeit. Der Gustav nahm den Helm in die Hand und zog aus Leibeskräften, während der Bläsi sich gewaltig gegen die Wand des Rains stemmte. Der Malefizkübel wich nicht. Er sah gut. Der Bläsi stöhnte. Die Nase schien ganz zersezt und zerdrückt.

Dem Gustav fiel jetzt ein, wie man daheim die Faßspunden losbringt, wenn sie zu fest in dem Spundloch sitzen. Man klopft einfach ein paar mal mit dem Hammer herüber und hinüber, bis der Spund wankt.

Entsprechend diesem Vorgange versuchte Gustav mit seinem Rebsteden durch saftige Schläge herüber und hinüber den Helm loszuklopfen. Aber das hatte Bläsi bald satt. Wenn der Pfahl anschlug, war es ihm, als

ob ihm der Teufel erschiene. Es mußte wieder gezogen werden. Der Gustav zerrte den armen Menschen am Kopf in den Dornen herum, wie wenn er ihm gleich einem Maikäfer den Kopf ausreißen wollte. Es blieb endlich nichts anderes übrig, als den Messingring, der unten den Helm zusammenhielt, durchzuseilen und einen Schnitt ins Leder zu machen. So mußte sich denn der Bläsi in den Reben verstecken, während der Gustav daheim eine Feile holte.

Es waren bange Augenblicke für den Bläsi. Eben kamen die beiden geflüchteten Burschen vorsichtig aus den Reben zurück. Was sie dabei miteinander über die Persönlichkeit des Bläsi verhandelten, war nicht schmeichelhaft zu hören. Bettelbus, Gänsedieb, Tagedieb, der nichts hat und doch die Leute kugonieren will, Spion, Judas, aufhängen, totschlagen, in den Rhein schmeißen, das waren so einige Worte, die heraufdrangen. Wenn die beiden den Todfeind jetzt entdeckt hätten! Der Bläsi schwigte Angstschweiß, bis Gustav wiederkam.

Nun war binnen fünf Minuten der Gequälte von seinem Duäler befreit, aber er bedankte sich nicht. Den Helm ließ er liegen, wo er lag. Ohne sich umzusehen, schob er hinab in seine Wohnung, und bereits am andern Tag gab er in der Antzstadt um seine Entlassung oder Versetzung ein. Das letztere ist ihm auch geworden. Man sah ihn noch manchmal in seiner Uniform als städtischer Polizist, mit neu-modischem Helm, die Hände auf dem Rücken, mit finsternem Antlig, auf dem Marktplat der Stadt stehen und unter die Marktweiber dreinschauen.

Wenn er aber einen Landsmann aus Simonsfeld erblickte, so machte er ein noch saureres Gesicht und schaute auf die andere Seite.

Das sind des Bläsi Schicksale als Polizeidiener zu Simonsfeld.

Woraus zulernen ist:

1. Nähe dich nicht! Das ist niedriger Leute Art. Damit machst du nur schlimmer, was schon schlimm ist, und gräßlich allmählich selbst eine Grube.

2. Ihr Reichen und Angesehenen, verachtet nicht ein armes Büblein! Ihr wißt nicht, was aus ihm noch werden kann; nämlich viel mehr, als aus dem Bläsi geworden ist. Ubrigens ist's schon genug, einen Feind zu haben, und sei es auch ein schwacher. Er kann doch vielleicht bitter schaden. Eine einzige Mücke kann einen gewappneten Riesen erlegen.

3. Es ist ein großer Gewinn, wenn man vom lieben Gott soviel Verstand empfangen hat, daß man zur rechten Zeit merkt, wann es gut ist, die Platte zu putzen. Mancher merkt's nie, sondern bleibt, sich und andern zur Dual. Dies gilt nicht nur von Polizeidienern, sondern auch von Lehrern, Pfarrern, Bürgermeistern, Amtmännern, Ministern, Königen und Schwiegermüttern.



Der Arme zerrte verzweifelt an seinem Kopfe herum.



„Der Hund müßte einmal ordentlich gewaschen werden, meinen Sie nicht?“  
„Ja, das könnte gewiß nicht schaden.“



„Wollen der Herr nicht einen Augenblick zuschauen? Ich werd's gleich gemacht haben.“



„Meinen Sie nicht, daß er auch geschoren werden könnte?“  
„Ja, das würde ihm gut thun.“



„So, damit werde ich auch gleich fertig sein.“



„Nun werde ich ihm noch Manschetten schneiden, das macht sich immer sehr gut.“  
„Ja, das ist wahr.“



„Wollen der Herr, daß ich den Schwanz zu 'ner Quaste fuge, oder soll er so bleiben?“  
„Das können Sie halten, wie Sie wollen, — der Hund ist nicht mein.“



### Lackstiefel.

Humoreske von B. Rauchenegger.

In einem bescheidenen Stübchen eines Hinterhauses der Hauptstadt ging ein junger Mann stürmischen Schrittes auf und ab. Das mag zwar öfter und bei manchen Gelegenheiten vorkommen, aber der hier erwähnte junge Mann befand sich in einer so ungewöhnlichen, äußerlichen und innerlichen Verfassung, so daß kein Zweifel darüber aufkommen konnte, es handle sich hier um etwas ganz Absonderliches. Er war salonfähig uniformiert, denn er war mit Frack und weißer Halsbinde bekleidet, nur die Schuhe fehlten; sie fehlten ihm wirklich ganz und gar und das war die Ursache der furchtbaren inneren Erregung, die ihn zwang, wut-schraubend wie ein Tiger im Käfig hin- und herzu-rennen. Der Schuhmacher hatte ihm auf sein heiligstes Ehrenwort versprochen, die für heute bestellten Lackstiefel bis abends sechs Uhr zu liefern, und der Zeiger zeigte schon bald auf sieben!

Robert Tegler war Rechtspraktikant in den letzten Stadien dieser zwar nicht hervorragenden, aber desto weniger einträglichen Stellung der Staatsdienercarriere; jeder Tag konnte ihm das ersehnte Anstellungsdekret bringen, denn er war bei ungewöhnlicher Begabung ein fleißiger Student gewesen, was ihm allerdings niemand ansah, weil er im Gesichte nicht eine einzige Quast verzeichnet trug. Aber er hatte sich durch die Examina glänzend durchgepaukt, und das konnte schon als ein schwacher Ersatz für ruhmreiche Menturen gelten. Trotzdem er als eine sehr vorteilhafte männliche Erscheinung gelten konnte, hatte er eigentlich nie viel auf Kleiderpracht und äußere Ausstattung gehalten und doch hatte er sich für heute Lackstiefel als höchsten Schmuck seines Leibes ansersehen: er stand nämlich im Begriffe, den Kasinoball zu besuchen, und wußte kein anderes Merkmal der Eleganz zu ersinnen, als die glänzende, zierliche Bekleidung der Füße, denen er früher gar keine besondere Wichtigkeit zugebracht hatte. Aber heute sollten sie tanzen und zwar mit ihr!

Er hatte sie, natürlich einen Engel ohne Konkurrenz, dann und wann mit der Musikmappe dahinschreiten sehen, hatte ihr ins Auge geblitzt, sie hatte diesen Blick erwidert, und nun war er so verliebt, als ein junger, unverborbener Mann nur sein kann. Dabei wußte er nicht einmal, wie sie heiße, denn es war immer nur bei der Augensprache geblieben. Eines Tages hatte sie eine Blume gerade vor seinen Füßen fallen lassen; er hatte sie aufgehoben und war lang im Zweifel gewesen, ob er dieselbe verzehren oder ewig am Herzen tragen solle. Dann war sie einmal in Begleitung einer Freundin ganz nahe an ihn hingetreten und hatte zu dieser in eigenartiger Betonung gesagt: „Am nächsten Samstag gehen wir auf den Kasinoball, das wird himmlisch

werden.“ Dabei hatte sie ihn mit einem Blick gestreift, der ihn wie ein Dolchstich traf. Seine nächste Aufgabe war nun, eine Einladungskarte zu besagtem Ball zu erringen und sich so elegant als möglich zu adjustieren, denn sie zeigte sich stets in tadelloser Toilette; er wollte ihr ebenso nahen. Deshalb Lackschuhe, und diese Lack-schuhe kamen nicht!

Als die Turmuhr siebenmal schlug, stieß er einen gräßlichen Schuch aus und wünschte dem säunigen, ehr-vergessenen Schuhmacher alles, nur nicht die ewige Glückseligkeit. Außer sich vor Wut riß er den Frack vom Leibe und schlenkerte ihn in die Ecke, schon wollte er die weiße Binde ebenfalls so tyrannisch behandeln, da erkönte die Klingel im Hausflur und gleich darauf trat der Schuhmacher mit den ersehnten Lackstiefeln ein.

„Hier, Herr Praktikant —“ begann derselbe; aber Tegler ließ ihn nicht ausreden, sondern stürzte sich auf die Stiefel und brüllte: „Ist das auch eine Art, so ehr-vergessenen zu handeln? Um sechs Uhr sollten Sie hier sein, jetzt ist's sieben Uhr!“ — „Bedauere unendlich, aber auf ein paar Minuten kann man's nicht erraten. — Bitte, reißen Sie nicht so, sonst sprengen Sie das

Leder ab —“  
 „Die Stiefel sind viel zu — zu — ah — zu klein!“ — „Warum nicht gar, Lackstiefel müssen knapp sitzen, aber Sie haben warme Füße, da läßt sich ja nachhelfen, reiben Sie Ihre Socken mit Seife ein; hier ist Federweiß — es muß gehen!“ Den vereinten Bemühungen gelang es endlich mit allen erdenklichen Mitteln, die Stiefel an die Füße des Ballkandidaten zu bringen.

„Teufel, sind die eng!“ keuchte Tegler, als er sich auf die Füße stellte und einige Schritte machte, um den

Frack aufzuheben und seine Toilette zu beendigen. „Ah bah,“ entgegnete der Schuhmacher, „wenn Sie eine einzige Tour getanzt haben, spüren Sie gar nichts mehr. Ich bin so frei, hier die Rechnung —“ „Dab' jetzt keine Zeit,“ entgegnete Tegler gereizt, „bringen Sie das Conto ein anderes Mal — Sie können es einstweilen einseifen!“ rief er dem eilig Verschwindenden nach.

Dann machte er sich auf den Weg; es war ihm zu Mute, wie einem, der zum erstenmale Schlittschuhe angeschmalt hat und mit diesen gehen soll. Er erreichte glücklich die nächste Droschke und war bald am Schauplatz künftiger großer Ereignisse angelangt. Nachdem er auch seine Hände in ein möglichst enges weißledernes Futteral gezwängt hatte, betrat er den Ballsaal, vorsichtig auftretend, wie ein Hahn auf seiner Promenade. Dort saß sie; welche Erscheinung! Hinschweben, vor-sstellen, erblassen und erröten, Tanzarte mit zitternder Hand bekriecheln, das waren Handlungen, die er nahezu unbewußt vornahm; sie hatte merkwürdigerweise den ersten Walzer noch frei gehabt — hohlfeltes Omen!

Jetzt riefen die Geigen zum Tanze. „Darf ich bitten, Fräulein?“ Verschämtes Erröten und liebliches Neigen des Kopfes. Die Lackstiefel machten sich plötzlich un-



„Lackstiefel müssen knapp sitzen.“

angenehm bemerkbar; Tegler hatte das Gefühl, als ob ihm die Füße bis zum Knöchel bereits abgesehritten wären. Er trat mit ihr in die Reihe. „Fräulein haben mich unendlich glücklich gemacht!“ — „D, bitte!“ — „Bardon, ich tanze heute so ungeschickt!“ — „D, bitte!“ — Endlich ist die erste Runde abgemacht; er trippelt neben ihr dahin, wie wenn er auf Eiern ginge. Manchmal durchzuckt es ihn wie höllisches Feuer. „Ach Gott, ist das ein Schmerz!“ murmelte er halblaut, als sie langsam Arm in Arm dahinschritten. Sie blickte ihn zärtlich an und er verspürte einen leisen Druck am Arme. Offenbar bezog sie diese Äußerung, welche dem lauschenden Ohr nicht entgangen war, auf die Qualen seines Herzens. Der sanfte Druck elektrifizierte ihn wieder und er fand die Kraft, süße Worte zu flüstern, die freundliches Gehör fanden.

„Und wenn es über Rasiermesser ginge,“ dachte er, als der Tanz aufs neue begann, „es ist doch göttlich!“ So zwischen Wonne und Qual endete die verhängnisvolle Tanztour; die Herzen hatten sich gefunden! Er geleitete sie auf den Platz, widmete ihr einen süßen Blick und der Mama seinen Respekt.

Wie ein Chinesenweibchen humpelte Tegler hernach in die fernste Ecke des Nebensaales und warf sich dort ächzend auf einen Stuhl. Vorsichtig wie ein Gichtbrüchiger streckte er die schmerzenden Füße vor sich unter den Tisch und überdachte dann das Glück seines Herzens. Da regte es sich wieder in seinen Lackstiefeln; das pochte und drückte und stach ganz entsetzlich. Am liebsten wäre er heimgefahren, direkt bis vor sein Bett, aber sie hatte ihm glückverheißend zugestimmt: „Bei der Damenwahl sehen wir uns wieder!“ Nicht um eine Million hätte er diese Wonne geopfert. Wenn er nur in der Zwischenzeit die wild gemordenen Füße dressieren könnte! Da kam ihm ein Gedanke. Wie wär's, wenn er, geschützt von der Einsamkeit des Places und geschützt von der langen Tischdecke, versuchen würde, die Lackstiefel auf einen Moment herabzutragen — — ? Der Gedanke war zu verlockend! Er drückte auf die Ferse des einen und dann des andern Fußes, die Schuhe wichen, und leise entschlipfen die gequälten Füße den fürchterlichen lackierten Schrauben. Ach, wie das so wohl that! Keine Spur von Schmerz! Und nun wiegte er sich in die wonnigsten Phantasien! Lange sah er so, bis ihm ein Blick auf die Tanzkarte endlich belehrte, daß es Zeit sei, sich für die Damemahltour bereit zu stellen. Seufzend bückte er sich unter den Tisch, streichelte zuerst seine armen, zerschundenen Füße und dann faßte er Mut und versuchte, die Lackstiefel wieder anzuziehen. Er drückte, zog, presste — alles umsonst! die Füße waren derart geschwollen, daß es gar nicht denkbar schien, sie in ihr altes Verhältnis einzuzwängen. Ein tödlicher Schrecken durchriefelte die Gebeine Teglers; immer wieder versuchte

er das Unmögliche; er riß alle Zugschleifen von den Stiefeln — alles umsonst! So etwas Unerhörtes ist noch keinem Sterblichen passiert! Da sah er im Saale des Casinos, ein verlorener Mensch, ein Mensch ohne Stiefel, ein Ballgast in Socken!! Er hätte brüllen mögen vor Wut und sein ganzes Vermögen hätte er für einen Revolver gegeben.

Jetzt begann die Musik! Ein Engel, n. Blaublau erschien suchend am Eingang. Freundlich winkte die Maid dem unbekanntem Jüngling zu. Tegler war einer Ohnmacht nahe und schüttelte traurig das Haupt. Fräulein Laura, so hieß der Engel, näherte sich und flüselte vorwurfsvoll: „Nun?“ Da sah er sie an wie ein sterbender Kanarienvogel und ächzte: „O Fräulein, Gott sei's geklagt, ich kann nicht; ich — ich — bin unwohl — mir ist zum Sterben übel!“ Die Holde erblaßte und eilte leichtfüßig wie ein Reh dahin, — sie hatte nämlich keine Lackstiefel an! Gleich darauf stürzte ein älterer, dicker Herr mit einer Komitteeschleife an der Achsel, in Begleitung von noch ein paar Komiteemitgliedern auf Tegler zu. „Ihnen ist nicht wohl, mein Herr,“

fragte teilnahmsvoll der dicke Ballwater, „wo fehlt's denn?“ Tegler deutete auf den Wagen. „Magentrampl!“ hauchte er. „Bedaure, aber wir haben einen Arzt in unserer Mitte. Herr Meier, sagen Sie schnell dem Herrn Dr. Brause, ich lasse ihn einen Augenblick bitten —“ Tegler erblaßte aufs neue: „Aber ich bitte um Gottes willen, keine Umstände!“ — „Beruhigen Sie sich, Sie können nichts dafür, es muß Ihnen Beistand werden, das ist Christenpflicht. Aber wollen Sie nicht vielleicht in die Garderobe herauskommen?“ Tegler fuhr zusammen



„O Fräulein, Gott sei's geklagt, ich kann nicht!“

und machte eine abwehrende Gebärde. Nun erschien der Doktor. Die Herren traten achtungsvoll beiseite und lauschten gespannt auf das ärztliche Parere. Der Medikus fühlte nach dem Puls des Kranken, legte das Ohr auf seine Brust, ließ sich die Zunge zeigen. „Puls sehr erregt,“ murmelte er, „aber keine Gefahr vorhanden; nehmen Sie einige Tropfen Liguor Hoffmannii auf Zucker, dann geht die Sache rasch vorüber. Kellner, ein paar Stückchen Zucker!“ Der Kellner flog und brachte schleunigst Zucker. Tegler mußte ein ziemliches Quantum Tropfen verschlucken. „So jetzt halten Sie noch ein wenig still,“ verordnete der Arzt, „dann geben Sie ruhig nach Hause und legen sich nieder!“ Dann ging er gravitatisch weg. Die Komitteesherren entfernten sich gleichfalls; nur der alte Herr setzte sich teilnahmsvoll zu dem Leidenden. „Bespüren Sie Vinderung?“ fragte er liebreich. „D ja!“ stöhnte Tegler. „Mein Wagen steht zu Ihren Diensten!“ bemerkte der liebenswürdige Ballsamariter. „Danke sehr, es geht schon so auch,“ erwiderte Tegler. „Entschuldigen Sie einen Augenblick,“ sagte der Herr, „meine Frau winkt, ich bin gleich wieder da!“ Dann verließ er zur großen Erleichterung

Teglers die Stelle. „Jetzt aber müssen die Stiefel hin und wenn alles in Fesseln geht! Kellner!“ — „Be- fehlen?“ — „Können Sie mir,“ flüsterte Tegler geheim- nisvoll, „nicht schnellstens eine Portion Seife bringen?“ „Wie? Wa — — as? Seife?“ — „Seife, mit der man sich wäscht.“ — „Aber, mein Herr!“ — „Sie erhalten ein schönes Douceur!“ Kopfschüttelnd entfernte sich der Kellner, aber nur um einem Komiteemitglied Mitteilung von dem Wunsche des kranken Ballgastes zu machen. Sofort erschien wieder die ganze Corona; die Sache schien bedenklich, jetzt glaubten sie, fange er zu phanta- sieren an. „Da ist nicht zu helfen, schauen wir, daß wir ihn fortbringen!“ Der alte Herr brachte Tegler diesen Wunsch in schonendster Weise bei. Es wäre am besten, wenn er sich auf einige Zeit in ein nebenan befindliches Zimmer zurückzöge. Tegler schüttelte den Kopf und bemerkte, daß er sich zu schwach fühle. Auf dieses hin ergrißen ihn plötzlich vier kräftige Komitee- arme, zogen ihn in die Höhe, und nun mußte er wohl oder übel die Füße unter dem schützenden Tisch hervorziehen.

Allgemeines Entsetzen! „Aber, mein Herr — Ihre Stiefel, Sie haben die Stiefel ausgezogen?“ Fassungslos nickte Teg- ler und murmelte nur: „Mein Hausarzt — ver- ordnet — — dies — — in einem solchen Falle!“ Dann schleiften sie ihn hinaus und im nächsten Augenblick sah er in einem Fremden- zimmer des Hotels, in dem der Ball abgehalten wurde. Gänzlich gedro- hen senkte er den Kopf auf die Brust und sagte tonlos: „Alles mit einem Schlag verloren!“ Mitleidig blickte der alte Herr, der ihn in die Verbannung gefolgt war, den armen jungen Mann an und sagte: „Trösten Sie sich, solche

Leiden können in Ihrem Alter leicht geheilt werden; es ist unangenehm für Sie, daß Sie gerade hier ein Anfall treffen mußte, aber die Sache wird sich schon machen!“ Damit reichte er ihm die Hand, zog sie aber erschrocken zurück, als er verspürte, daß ein paar wirkliche Tränen darauf gefallen waren. „Aber, lieber Herr!“ — begann er. Tegler ließ ihn nicht ausreden. „Ihre Güte beschämt mich, mein Herr,“ sagte er sich ermannend; „ich kann's nicht länger ertragen; ich muß Ihnen ge- stehen, daß ich — Komödie gespielt habe.“ Nun kam die Reihe des Erschreckens an den Ballvater. „Bitte, lassen Sie mich die Sache berichten,“ fuhr Tegler fort, „vielleicht urteilen Sie nicht so schlimm über mich, als es ohne Aufklärung kommen müßte.“ Und nun legte er Generalbeichte ab und verheißte dem alten Herrn nichts; auch nichts von seiner Liebe zu dem holden Engel, welcher Veranlassung zu dem beringlückten Ballbesuch gegeben hatte. Er berichtete ihm die traurige Geschichte von den Paktstiefeln, welche seinem Beschüger ein herz-

liches Lachen abnötigte. „Sie lachen, mein Herr,“ sagte Tegler verzweiflungsvoll — „mich kostet die Geschichte das Glück meines Lebens, vielleicht das Leben selbst, denn sie wird nach dieser Blamage nichts mehr von mir wissen wollen, und ihr Alter, der jedenfalls einer mit einem großen Geldsack ist, erst recht nicht!“ — „Ah bah,“ beschwichtigte ihn der alte Herr. „Wenn die Kleine wirklich so sympathisiert mit Ihnen, dann läßt sich gewiß in irgend einer Weise etwas gut machen. Ihr Vater wird sicher ein vernünftiger Mann sein, der die Erfolge Ihrer Studien und Ihre geistigen Qualitäten entsprechend zu würdigen weiß. Verzweifeln Sie nicht, junger Mann, ich habe eine Tochter und als Vorstand des Casinos — Tegler verneigte sich tief bei diesen Worten — bin ich so ziemlich mit allen Familien be- kannt; die Geschichte sädeln wir ganz diplomatisch ein, ich werde meine Tochter als Vermittlerin aufstellen, und dann ist noch lange nicht alles verloren. Vertrauen Sie mir den Namen Ihrer erwählten Braut an!“



Auf dieses hin ergrißen ihn plötzlich vier kräftige Komiteearme.

Tegler behändigte ihm seine Tanzkarte. Der alte Herr holte seinen Zweiter aus der Westentafel und las — „Laura — ah — da hört doch alles auf, mein Herr, das hätte ich von Ihnen nicht erwartet — Laura Fels- heim! Kennen Sie mich wirklich nicht? Ich bin Kommerzienrat Fels- heim!“ Damit erhob er sich und sah den nieder- geschmetterten Tegler mit einem durchbohrenden Blicke an. Tegler stand auf und erwiderte: „Herr Kommerzienrat waren nicht anwesend, als ich die Ehre hatte, Ihrer Frau Gemahlin vorge- stellt zu werden, ich wußte nicht, — ich weiß nicht — eben deshalb. — wa- rum — ich habe es ja gesagt!“ — „Na, na, na!“ sprach jetzt der Kommer- zienrat mit einem leisen

Anflug von Ärger aber doch in sichtlich wiederkehrender guter Laune; „ich habe ja überhaupt als Vater zur Sache noch nicht gesprochen. Kommen Sie einmal rasch mit zu meiner Frau!“ Tegler sah ihn wehmütig an. „Aber Herr Kommerzienrat — doch nicht so, wie ich hier bin? Ich kann ja nicht!“ — „Ja so! Sie leiden immer noch am Magenkrampf — das ist eine Teufelsgeschichte, aber einmal muß sie doch enden; ich schicke Ihnen meine Oberschuhe, dann nehmen Sie meinen Wagen, der schon unten stehen muß, fahren nach Hause, ziehen andere Stiefel an, fahren wieder hieher und melden sich bei mir. Verstanden? In praktischer Beziehung sind wir Kaufleute Euch vom Zus doch über!“

**Sinnspruch.**

Wir betrügen und schmeicheln niemanden durch so feine Kunstgriffe als uns selbst.

### Das Kind.



Es war am 12. Brumaire des Jahres II (d. h. Anfang November 1793) der ersten französischen Republik. Unter einem bleigrauen aus Schnee gewobenen Himmel stieg Delphine — frühere Gräfin von Athis — in einen dichten Mantel gehüllt aus einem Fiafer auf dem Pont-neuf, am Fuße

eines Freiheitsbaumes, auf dessen Wipfel eine rote Mütze aufgestülpt war.

Sofort näherte sich ihr ein Mann, welcher am Sockel der vor kurzem weggeschleppten Statue Heinrichs IV. angelehnt gestanden hatte, und entbot ihr, seine Pelzmütze abnehmend, einen ehrerbietigen Gruß. Sein Haar war à la Titus geschnitten; er trug eine ziemlich schäbige Jakobinerjacke, trotz der Kälte fehlte die Halsbinde.

Delphine erkannte unter diesem Kleid Herrn Despres, noch vor kurzem Parlamentsadvokat, und zwar der jüngste von allen.

„Maurice,“ sagte sie zu ihm, „Sie haben wirklich ein elegantes Aussehen! Aber das Leben geht über das Kostüm! Ich habe Sie gebeten, sich hier einzufinden und mich vor das Revolutionstribunal zu führen.“

„Sagen Sie lieber gleich: vor die Henker, Delphine!“

„Sie wissen, daß heute über meinen alten Freund Lefebvre das Urteil gesprochen wird.“

„Ich weiß es, Delphine, weiß auch, daß er morgen nicht mehr leben wird.“

„Und ich, Maurice, weiß, daß ich ihm mein Zeugnis schuldig bin. Ich habe ihn seit dem 12. Juli 1791 öfter für die Republik sich aussprechen hören, ich kann beweisen, daß man ihm um diese Zeit herum die Stelle eines Hofmeisters beim Dauphin angetragen und daß er sie ausgeschlagen hat, allerdings gegen meinen Rat. Ich kann massenhafte Beweise für seinen Patriotismus liefern und ich will sie seinen Richtern vorlegen.“

„Sie werden Ihnen kein Gehör schenken. Schreiben Sie, lassen Sie jemand für ihn sprechen! — aber gehen Sie nicht hin!“

Sie sah ihn mit bittender Miene an: „Lieber

Freund, machen Sie mir keine Angst; wenn Sie wüßten, wie mich die Volksmenge erschreckt, und wie schwer es mich ankommt, meine Pflicht zu thun. . . . Ich gebe ja mit Zittern und Zagen und nur weil ich muß!“

„Und ich soll Sie in Ihr Verderben führen.“

„Wollen Sie denn lieber, daß Ihre alte, Ihre angebetete Freundin sich feig zeigte, Maurice?“

„Was Sie wagen, ist unnützlich.“

„Es ist nie unnützlich, seine Pflicht zu thun. Ich verhehle Ihnen nichts. Ich habe Ihnen gezeigt, wie schwach ich bin. Aber was würden Sie von mir denken, wenn ich, Ihrem Räte folgend, in mein kleines Haus in Auteuil zurückkehre?“

„So gehn wir denn!“ rief Maurice Despres.

Sie nahm seinen Arm, und beide gingen auf dem Damum dem Ufer entlang und sprachen leise von dem Mann, den sein Mut vor das blutige Tribunal geführt hatte.

„Unser Freund,“ sagte die Gräfin, „hielt sich in der Rue du mail bei einer vortrefflichen Frau, Namens Aubry, bei der ich Spitzen kaufte, verborgen. Er war dort sicher. Aber Lefebvre verließ den Ort, um seine Wohltäterin nicht der Gefahr auszusetzen. Es gelang ihm, aus Paris wegzukommen und Sévres zu erreichen, aber in einer Herberge daselbst wurde er von Jakobinern erkannt und nach Paris zurückgeführt. Hier wurde er zuerst in dem Findelhaus la Bourbe gefangen gehalten und dann, um abgeurteilt zu werden in die Conciergerie übergeführt.“

„Ich danke Ihnen, Delphine, daß Sie mich zu Ihnen kommen ließen.“

„Ich konnte nur den kommen lassen, um meine Gefahren zu teilen, den ich verehere.“

Als sie um die Ecke bei dem Turm mit der großen Uhr gebogen hatten, sahen sie vor dem Gitter des Justizpalastes eine Menge bewaffneter Leute sich umherstreifen.

„Lassen Sie mich nicht aus den Augen, Maurice. Ich würde allen Mut verlieren, wenn ich mich Jorems Blick entzogen fühlte. Aber in meinem und Ihrem Interesse — begleiten Sie mich nicht; wir wollen nicht zusammen gesehen werden; es muß scheinen, ich sei allein. Mein Instinkt sagt mir, daß die Gefahr kleiner ist, wenn ich mich allein in die Höhle der Bestien wage.“

Delphinens Blick war, bei aller Milde, so gebieterisch, daß Maurice anhielt, dann schritt er durch das Gitter und folgte in einiger Entfernung der jungen Dame, die mitten durch die Säbel und Piken im Hof dem Eingang des Justizpalastes zuschritt.

Auf den Stufen der großen Treppe, die zu den verschiedenen Sälen des Revolutionstribunals führte, war durch das Gedränge beinahe nicht durchzukommen. Aus dieser Menge in Holzschuhen, Jacken und roten Mützen tönte ein betäubendes Gewir von Gelärm und Gesang.

Man sprach gruppenweise von summarischem Gerichtsverfahren und von Abschladungen im großen; man warf dem Tribunal Käsigkeit und Milde gegen die Schuldigen vor. Zeitungsverkäufer, ihre Blätter emporhaltend, drängten sich durch die Menge und schriehen: „Hier ist die Liste der Gewinner in der Lotterie der heiligen Guillotine. Wer will die Liste sehen? . . . Wer kauft die Nummer von dem großen Verrat des Joseph Lefebvre, weiland Leibarzt des Verräters Capet? Wer kauft die Nummer über die Verschwörung des

infamen Joseph Lefebvre, des Anstifters zur Ermordung aller Patrioten?" —

Delphine hatte den Vorraum durchschritten und stieg die Treppe hinan.

"Wohin willst du, Bürgerin?" fragte sie in barockem Ton ein Mann in der Jakobinerjacke, der am Portal freiwillig Schildwache stand.

"Bürger, ich will in den Saal, wo man über Joseph Lefebvre zu Gericht sitzt. Ich will Zeugnis ablegen."

Er antwortete nichts; aber ein entsetzliches Weib, das ein Kind in den Armen hielt, schrie, man solle kein Aristokratenweib zu den Richtern zulassen, da sie dieselben bestechen könnte!

"Die da" fuhr die Megäre fort, "wird ihr Gesicht und ihre Thränen zeigen; sie wird die Verzweifelte spielen und den Richtern die Köpfe verdrehen. Dieses Gefindel macht aus den Männern, was es will. Kein Wunder dann, daß man die Gerechtigkeit in ihrem Laufe hemmt und die Verräter laufen läßt, welche das Volk hungern."

Im Innern des Palastes angelangt, suchte Delphine, so schnell ihre kleinen Füße vermochten, in den Gerichtssaal vorzudringen, wo der Aktuar die Anklageakte las. Desproß hatte ihr, dank seiner Jakobinerjacke, unbelästigt folgen können.

Indessen hatte aber das Geschrei der Megäre Weirath auf dem Hofe gemunden und zu Zorn, Neid und Haß entflammt.

"Es ist ein Jammer!" rief es von allen Seiten. Wir haben unsern Marat nicht mehr, unsern besten Freund. Seit ihn die Verräter getödet haben, erheben sie Aristokraten wieder das Haupt. Aber nur Geduld, es wird ihnen bald wieder leiser gelegt werden, der Korb auf der Guillotine wartet darauf! Nieder mit den Verchwörern! Auf die Guillotine mit den Feinden des Volks! Auf die Guillotine mit Joseph Lefebvre! Auf die Guillotine mit den Sirenen, den Zeugen, den Aristokraten! Auf die Guillotine!"

Der Fall Lefebvre ward oben verhandelt. Das Verhör mit dem Angeklagten war beendet. Man schritt zum Zeugenverhör. Von Minute zu Minute vernahm das Volk, durch Vermittlung der im Saal anwesenden Bürger, gräßlich entsetzte Vorgänge, die von Mund zu Mund gehend, immer mehr gefälscht wurden, bis schließlich Haß und Neid sie ins gerade Gegenteil verkehrt hatten. So erzählte man sich im Hofe des Palastes, daß der verruchte Lefebvre sich stellte, als bereite er für die Armen Arzneien, während er ihnen in Wirklichkeit Gift gegeben habe.

Als man erfuhr, daß ein Weib zu seinen Gunsten als Entlastungszeuge ausgesagt habe, loberte die Flamme des Zornes durch die Menge.

"Es ist keine Mitschuldige! Auf die Guillotine mit ihr und ihm!"

Und damit war der Anstoß gegeben zu zahl- und endlosen Erörterungen, in denen Dummheit und Grausamkeit sich den Rang abliefen und die Sprecher sich mehr und mehr erhitzten. Die Ungeduld wuchs, die Verurteilung ließ lange auf sich warten. Das Gerücht — gleichwohl, ob Irrtum oder Lüge — verbreitete sich, es sei Freisprechung erfolgt, und der Ärger wurde größer und drohender. "Tod den falschen Zeugen!" Die Septemberr männer drängten sich auf die Treppe und schickten sich an, die Thüre zu sprengen.

Sie öffnete sich, Delphine erschien. Als sie den drohenden Böbel sah, blieb sie aufrecht und bleich auf der obersten Stufe stehen. Ein geschlossener Kreis von nackten Armen, gehobenen Fäusten und blanken Säbeln umgab sie.

Maurice, der hinter ihr den Saal verlassen hatte, machte eine Bewegung, um sich zwischen sie und die Menge zu werfen. Ein nur ihm bemerkbarer Wink ihres Kopfes hielt ihn zurück.

Unterdessen vermehrten sich die Rufe nach Blut. Das schrille Getöse der Weiberstimmen übertönte das heisere Gejohle der betrunkenen Männer. Die scheußlichsten aller dieser Kreaturen, die gleiche seit mehreren Stunden die Menge aufstachelte und ein Kind in den Armen trug, trat einen Schritt vor, und indem sie der Gräfin ihre Faust vor das Gesicht hielt, schrie sie: "Man wird dir zu Ader lassen, Weibsbild!" Jetzt drängte ein halbnackter, über und über behaarter Riesenleib von Plebejer die Frauen beiseite, stülpte die Hemdärmel zurück und erhob den Säbel.

Delphine fühlte, wie sie bleich ward, und biß sich in die kalten Lippen, um das Blut zurückzuführen. Sie begriff, daß man, um den Todesstreich gegen sie

zu führen, nur den Moment abwartete, wo sie ein Zeichen von Angst oder Schwäche gab. Ihre Haltung, ihre Miene, in welcher sich die reinste Unschuld und Jungfräulichkeit spiegelte, schützte sie noch. Sie ließ langsam ihre Blicke über die Menge schweifen, und da sie die entsetzliche Mutter mit dem Kinde, von welcher ihr das Argste drohte, bemerkte, trat sie näher zu ihr und sagte: "Sie haben da ein schönes Kind!"

Auf diese Worte hin — die süßesten, die sie je vernommen — fühlte sich dieses Weib, diese Mutter bis ins Mark erschüttert und mit einemmal umgewandelt; die Thränen traten ihr in die Augen.

"Nimm es," sagte sie. Und sie reichte Delphin den Kind, die es in ihre Arme nahm und ihm zulächelnd die Treppe hinunter-



So durchschritt sie mit ihrem unschuldigen Lebensretter den Hof.

stieg, während die Menge teils überrascht und erstaunt, teils gerührt ihr Platz machte.

So durchschritt sie mit ihrem unschuldigen Lebensretter den Hof, denn gerettet war sie. Als sie das Gitter hinter sich hatte, gab sie der Mutter das Kind zurück, ohne ein Wort zu sprechen, aber auf die Winkeln des Kindes war eine Thräne gefallen.

Maurice Després war ihr vorangegangen. Er ließ sie in den Fiaker steigen, der sie an der Ecke beim Turm mit der großen Uhr erwartete. Beim Umkehren traf der Fiaker mit dem Wagen zusammen, der auf Joseph Lefebvre wartete, um ihn aufs Schafott zu führen.

### Floriana.

Episode aus dem Tiroler Krieg 1809.

Nach einer Skizze von Alois Weiß bearbeitet von Maximilian Schmidt.



Von dem weltbekanntesten herrlichen

Reichenhall, etwa drei Stunden aufwärts der rasch aus den Bergen daher stutenden Saalach entlang, gelangt man nach Melleck, dem Grenzpunkte Bayerns und des österreichischen Unterpinzgauens. Die Höhe, auf welcher die kleine Ortschaft liegt, beherrscht das weite grüne Thal von Unten, vom Achberg und Untenberge und von den Wurzelhöhen des Ristfeicht- und Sonntagshorns gebildet. Im fernen Hintergrunde ragt über die Alpenkette des Untenberges das Dietrichshorn und der wilde Felsenkamm der Loferer Steinberge empor, zur Linken leuchten hinter dem dunklen Grün des Wendelberges die weißen Wälle der Reitalp, die wie ein Niesenbollwerk gen Himmel starzt, hier das kühne Alphorn, dort die pfadlosen Felsgipfel der drei Brüder.

Die Saalach durchzieht in Schlangenwindungen das belebte Thal, in welches sich von Melleck aus die Bergstraße steil und tief zu dem einst befestigten Steinpaß hinabzieht.

Hier fand am 16. Oktober 1809 einer der erbittertesten Kämpfe des Tiroler Krieges statt, nachdem die Tiroler dortselbst drei Wochen vorher beinahe ein ganzes bayerisches Regiment vernichtet hatten. Trotzdem zu Wien am 14. Oktober der Friede zwischen Napoleon und Osterreich geschlossen war und die Tiroler rechtzeitig von den Friedensunterhandlungen in Kenntnis gesetzt waren, ließen sie nicht ab, die bayerischen Truppen aus ihren gedeckten Stellungen zu beschießen, Requisitionen in bayerischen Ortschaften zu erheben, und kümmerten sich weder um den Friedensschluß, noch um die gutgemeinten bayerischen Vorschläge zur Waffenruhe. Deshalb mußte diesem Widerstande mit allem kriegerischen Nachdruck begegnet werden.

So hatte sich auf Befehl des französischen Oberkommandanten, des Grafen Drouet d'Erlon in Salzburg, in der Nacht vom 15. zum 16. Oktober eine Division Bayern von Reichenhall aus gegen den Paß von Melleck in Bewegung gesetzt. Eine andere Division, wobei auch eine kleine französische Truppe, teilte sich um über Ruhpolding und Seebaus nach dem Achthale, oder auf Gebirgspfaden, durch kundige Führer geleitet, gegen Unten und Lofer vorzudringen und die dort unter dem Kommando des Tiroler Anführers Joseph Speckbacher stehenden Tiroler im Rücken zu bedrohen. Begünstigt durch die Nachlässigkeit eines Tiroler Piletts, welches die Mellecker Alpe hätte bewachen sollen, kam die Vorhut der Bayern unbemerkt an den Steinpaß im Rücken der tirolischen Aufstellung zu Melleck an.

Die Tiroler wurden zu gleicher Zeit von allen Seiten angegriffen und von ihrer Rückzugslinie abgeschnitten. Ein fürchterlicher Kampf hatte sich entsponnen. Verzweiflungsvoll stürzten sich die fliehenden Tiroler in die Saalach. Speckbacher selbst kämpfte geraume Zeit wie ein wütendes Tier, doch ward er endlich im wilden Handgemenge auf die Erde geworfen und ihm, da er sich nicht ergeben wollte, durch Kolbenstöße und Bajonettschläge mehrere Wunden beigebracht und seine Waffen und Kleider vom blutigen Leibe gerissen. Der heldenmütige Mann verlor indessen keinen Augenblick die Geistesgegenwart; mit Riesenkraft raffte er sich wieder auf, schlug mit gewaltiger Faust wie ein Rasender um sich und entwand sich endlich wie durch ein Wunder bluttriefend allen Angriffen.

Dies wäre ihm jedoch unmöglich gewesen, wenn nicht ein junger Pinzgauer, Namens Pletschacher, der sich rühmte, vor vier Wochen drei Offiziere und dreißig Mann erschossen zu haben, ihm Beistand geleistet und eine Gasse durch die erbitterten Feinde gebahnt hätte, indem er einen Hauptmann niederschoss und mehrere Soldaten mit dem Büchsenkolben niederschlug.

Hierauf kletterten beide Flüchtlinge, von nachgeschickten Kugeln umfaßt, den steilen Berg hinauf. Mehrere andere hatten schon früher dasselbe gethan, aber die meisten davon wurden wieder heruntergeschossen; beinahe alle verloren ihre Stützen. Nur die verzweiflungsvolle Lage des kleinen Nestes und die gemfanartige Geschicklichkeit im Klettern machte es möglich, eine durch Bäume etwas geschützte Höhe zu gewinnen, wo man dem Gesichtskreise des Feindes entgangen war. Speckbacher vermiste jetzt mit Entsetzen seinen vierzehnjährigen Sohn Anderl, der ihm in den Kampf gefolgt war und stieß einen herzzerreißenden Schrei aus. Rasch nahm er Pletschachers Stutzen, den einzigen, der noch

zu haben war, und eilte nochmals hinunter, um neuerdings anzugreifen und sein Kind zu befreien.

Er war indessen von seinen Leuten noch rechtzeitig aufgehalten worden, in den sicheren Tod zu gehen, und wandte sich dann auf einem anderen Steige zur Flucht. Pletschacher dagegen suchte sich in dem tiefen Schnee von einer Alm zur andern zu schleppen. Diese waren freilich in der bereits winterlichen Zeit nicht mehr von Hirten bezogen, aber die älteren Frauen und Kinder hatten sich dorthin geflüchtet, die jetzt unter Jammergeschrei das Unglück ihrer Landsleute vernahmen. Die jüngeren Frauen und Mädchen hatten sich meist selbst am Kampfe beteiligt, indem sie über die Felsenwände hinab Steine auf den Feind schleuderten oder wohl auch den Stutzen zur Hand nahmen, um, wie Floriana, Pletschachers Verlobte, selbst auf die feindlichen Truppen zu schießen. Die Tirolerinnen hatten sich in jener Zeit in heroischer Weise hervorgethan und wurde ihnen sogar öfters der Transport der Gefangenen überlassen.

Die Flüchtlinge wurden überallhin verfolgt und von den Soldaten der Grausamkeit wegen, welcher sie sich vor wenigen Wochen gegen die Kameraden von dieser schuldig gemacht, voll Erbitterung zusammengeschossen. Auch Pletschacher ward verfolgt bis an den Rand einer steilen Felsenwand. Es blieb ihm nur die Wahl, sich dem Feinde zu ergeben oder den Todesprung in den tiefen Abgrund zu wagen. Er wählte das letztere, und seine Seele Gott empfehlend, stürzte er sich in die gähnende Tiefe. Seine Verfolger konnten ihn nicht mehr sehen; er mußte den sichern Tod gefunden haben.

Am späten Nachmittage dieses verhängnisvollen und infolge eingetretenen Schneesturms äußerst trübten Tages bewegte sich ein seltsam trauriger Leichenzug über das verschneite Winkelmoos thalwärts dem zwischen Nubolding und Neit im Winkel gelegenen einsamen Pödensee zu, wo eine dürftige Fischerhütte das einzige Obdach vor Schneesturm und Ungewitter gewährte. Der Sturm wehte die dichten Schneeflocken den Leidtragenden ins Gesicht, und der Sarg, aus rohen Fichtenbrettern kunstlos gezimmert, stand im natürlichen Leichtentuche des Winters auf dem Schlitten, der ihn den steilen Almweg von der Tiroler Schneid herabführte. Der Trauernden waren nur zwei, welche dem seltsamen Totenfuhrer das Geleite bis zum See hinab gaben. Es war dies ein vor Kälte zitterndes und weinendes Büblein von ungefähr acht Jahren, das ein schlichtes Holzkreuzlein der Leiche vorantug, von welchem ein schwarzes Flortuch flatterte. Des Knaben Pödenköpfechen glitzerte von Schneekrystallen. Hinterdrein, den Schlitten mit dem Totenschrein ziehend oder einnehmend, schritt eine junge Mplerin von blühender Schönheit und stiller Behmut im Antlitz. Ihre feuchten, tiefbraunen Nebaugen suchten den verschneiten Weg oder lugten angstvoll zu Thal. Bei jedem Aufflug oder Gefrätze eines Bergraben zuckte sie zusammen. Die Lippen bebten, aber sie betete nicht.

Ihre Tracht war die kleidsame von Nordtirol.

„Floriana, i vermag dös Kreuzl nimmer z'heben. Meine Handln sind völlig erstarrt,“ klagte weinend der arme Kreuzträger und sank auf den Schnee.

„Franzel, liebs Kind, verzag nit!“ tröstete das Mädchen, hemmte den Totenschlitten, daß er zum Stehen kam, nahm des Knaben Hände und hauchte sie an, nachdem sie das Kreuzlein in den hohen Schnee gesteckt hatte.

„Hör' zum weinen auf, Büäbl, thua's mir z'liab. In an' klein Stündel san wir beim Großmüatlerl

am Pödensee im Boarischen unten, da kriegst vom Ahnl a schön's Silberkreuzerl und bratte Jakobäpfel in der warmn Fischerhütten. Drum, Franzei, frisch vorwärts, wenn's aa fast nimmer geht. Vor Nacht müassen wir's Winkelmoos hinter uns haben, sonst is's um uns g'fehlt. Es verschneit uns, wir erfrieren alle mitsammen und die Moosher treibt nach Gebetläuten da heroben ihr g'spenstigs Umwesen und fñhrt uns boshaft irr.“

Der Knabe ergriff das Holzkreuz wieder! Frostschüttelnd und ermüdet schritt der kleine Gebirgler nun wieder dem Mädchen thalabwärts voraus. Floriana zog den Totenschlitten schweiglam hinterdrein, hie und da dem Kreuzträger mit Sorge zur Vorsicht mahnend oder ihn mit den gebratenen Jakobäpfeln und der warmen Fischerhütte tröstend und anspornend, wenn die kleinen Füttschen des Knaben erlahmen wollten.

Als der traurige Leichenzug von der Alm ein kleines Lärchenholzwäldchen passirt hatte, drangen raube, fremdartige Männerstimmen zu den Leidtragenden. Floriana that einen Schreckensschrei und erleichtete bis in den Mund.

„Jesus, Maria und Joseph, d' Rothosen kommen!“ rief sie trostlos und ihr Blick starrete über das Schneefeld hin einer näherkommenden Infanterietruppe der über den Gebirgssteig nach Tirol vordringenden Franzosen entgegen.

Der kleine Kreuzträger floh ängstlich an Florianas Seite und hielt sich am Schurze des Mädchens fest.

„D Schwesterl, die bösen wilden Franzosen nehmen uns d' Totentruchen!“ jammerte er weinend, „und hernach erschießen's uns ohne Guad und Bardon, und d' Ahnl wern's wohl aa schon umbracht habn.“

„Heilige Floriana, beschütz uns in dieser harten Stund!“ betete das Mädchen laut zum Himmel und hielt wie zur Abwehr dem näher kommenden Landesfeind das Grabkreuz entgegen. Ein junger Offizier führte die kleine Mannschaft.

„Mon dieu! Welch trübseliges Begegnen auf dem häßlichen Marsch über das schneeige Alpenland!“ rief er verwundert aus, als er den armseligen Leichenzug gewahrte. Es lag so viel Menschenelend auf dem eingeschneiten Bilde, daß es selbst die rauhen Männer rührte. Schweigsam nahnten sie sich dem Mädchen mit dem Kreuze. Der Offizier machte ein Honneur vor dem Sarge. In gebrochenem Deutsch fragte er dann das Mädchen: „Hübsches Kind, Sie 'aben da eine traurige Dienst. Wen führen Sie hier tot zu Thal, armes Kind?“

„Mei' Vaterl is's!“ schluchzte Floriana laut auf. Die Boarn ham'n an der Tiroler Schneid erschossen und im Schnee liegen lassen. I bring' d' Leich nach Neit im Winkel, wo seine Verwandten begraben sind.“

Die Mplerin hielt den Schurz vor die Augen und weinte fort.

Der Offizier zog seinen Degen, kommandierte „Achtung vor der Leiche!“ und salutirte. Nachdem er den Degen wieder in der Scheide verjogt, sagte er: „Ic bedauere sehr, Ihnen nicht helfen zu können. Die Pflicht verlangt, daß ic trotz des Unwetters noch den Kniepaß vor Nacht erreiche und alle Almen hier auf dem Gebirgssteile abhufen lasse. Es gilt, den Rebellenanführer Spektbacher einzufangen, der sich geflohen in dieses Gebirge mit seinem — der ihn befreit — wie sagte doch die Ddonnanz, daß er heißen? Den Namen ein anständiger Franzose nick kann aussprechen. Haben Frantmoijelle von diesem Rebellen nit gesehen? Die Frant-tircurs sollen gegen Bayern entflohen sein. Können

schwer Geld verdienen, liebes Kind, wenn es den Flüchtling uns verraten."

"Verraten? J?" rief Floriana. "Bei uns in die Berg giebt's koan Verrater. Aber Herr, versäumt's Ent nit. Wenn Ent am Herensjümpfl d' Nacht überfällt, is's um Ent alle g'schehn. Os habt's no' guat awoa Stund' und leicht könnt's 'n Steig verfehn bei dem abscheulin Schneeg'stöber."

"O, wir haben einen sichern Führer. Er hat nur mit einer Patrouille einen Umweg dort oben gemacht, um zu visitieren die Almhütt', ob nicht versteckt sein Speckbacher oder der Scharfschütz — o, jetzt fällt mir bei, er heißen Pletschacher — mon dieu! welch ein häßlicher Name. Und das böse Schneewetter! Ah, da kommt zurück wieder mein Führer. Sie haben nix gefunden."

In der That hatte sich während dieses kurzen Gespräches ein Jäger, in einen Wettermantel gehüllt, von seitwärts her genähert. Fünf französische Soldaten folgten ihm. Mit erneuten Schrecken erkannte Floriana in ihm den Jägerweil, der ihrem Verlobten feindlich gesinnt und mit demselben schon einen Strauß auf Leben und Tod gehabt, als er ihn einmal beim Wildern ertappt. Aber auch Beit, der Jäger, kannte Floriana gut, da sie oft von Unken, in dessen Nähe ihre Eltern anfällig waren, zu der Großmutter an den Pödensee herüberkam. Außerdem hatte er auch längst ein Auge auf das schöne Mädchen und haßte deshalb in ihrem Verlobten, dem Pletschacher, auch den glücklichen Nebenbuhler.

Als er jetzt Floriana erblickte, rief er: "Was sehg i? Du, Floriana! A Totentruchen auf'n Schlitten? Was soll dös?"

"Ihr Vater sein gefallen im Kampf," antwortete der Offizier statt des Mädchens. "Sie bringen ihn zu Grab nach Reit."

"Ihren Vater?" fragte der Jäger. "Daß i nit lach! Der is ja schon im dorin Tirolerkrieg anno 5 g'falln. "Veitll!" rief Floriana. — "Es ist moi' Stiefvater," setzte sie dann unsicher hinzu. "Halt mi nit auf — Ein warmer bittender Blick traf ihn aus den dunklen Augen.

"Sollst du nit wissen, wo si' der Pletschacher versteckt halt?" fiel ihr der Jäger in die Rede.

"Der is leider Gottes g'falln fürs Vaterland," erwiderte Floriana.

"I trau eam koa' ewige Ruah z'wünschen," versetzte der Jäger ungläubig lächelnd.

Das Mädchen faßte einen Moment den Jäger

scharf ins Auge, dann aber milderte sie den Blick und sagte mit sanfter Stimme: "Veitll, es is schon so, wie i g'sagt hon. Rimm morgen an Pödensee zu meiner Ahnl — in dera Zeit braucht ma' guate Freund!" Des Jägers bemeisterte sich unwillkürlich eine freundliche Regung, als er die schönen Augen des Mädchens bittend auf sich gerichtet sah.

"Is recht, i kimm!" versprach er. "Verlaß di auf mi —"

"Mais que diable! wer sein in dem Sarg, wenn Vater schon anno 5 begraben?" rief jetzt der Offizier, indem er den Degen zog und mit der Klinge auf die überschneite Totenbahre hieb.

Floriana gab es einen Stich ins Herz, als sie dies gewahrte. Doch rasch befaßte sie sich, entriß dem Brüderchen das Kreuz, legte es auf den Sarg und sagte gefast: "Wenn Ihr a Christ seid und amal a glücklich selige Sterbstund' haben wollt, so entweicht mir den Sarg nit, Herr! Laßt's damit gnug sein, unser Bergland zu bekriegen und alles Leben drin zu unterdrückn, aber die Toten laßt's in Ruah und mi ung'hindert weiter ziehn."

Es is schon so, wie's Madl g'sagt hat," versicherte jetzt der Führer; "i hab nit an ihren Stiefvater dent. Aber 's is Zeit, daß wir weiter marschieren. Herr Offizier; heut wird's ge bald Nacht. Koa' Augenblick is mehr zu verlieren!"

"Nun, so adieu, schöne Mademoiselle!" sagte der Offizier. "Id bedauere, Sie aufhalten zu haben, aber c'est la guerre!" Dann kommandierte er "March!" und setzte sich mit seiner Mannschaft wieder in Bewegung.

Der Jägerweil reichte Floriana die Hand. "Also morg'n unt' am Pödensee!" sagte er bedeutungsvoll, dann eilte er den Franzosen nach. Floriana hatte ihre Schürze vors Gesicht genommen und schien zu weinen. Nach einer Weile ward es stiller um sie her und immer entfernter und leiser drang das Knistern des Schnees unter den Schritten der sich entfernenden Franzosen zu ihr. Da zupfte sie der bis ins tiefste Herz erschrockene Franz und meinte: "Schweffel, schang und wein' nimmer. Die bösen Rothosen san fort."

Floriana blickte auf und mit einem tiefen Seufzer rief sie aus: "Gott sei Lob und Dank! Die G'fahr is glückli überstanden."

Dann bligten ihre herrlichen Augen auf. Hasterfüllt folgten sie dem abziehenden Feind.



„Heilige Floriana, beschüh und in dieser harten Stund!“



„Wenn's so fortschneit, san d' Rothosen mit samt ihrem Führer im Winkelmoos verlor'n,“ meinte sie. Dann nahm sie den Knaben, setzte ihn rittlings vor sich selber auf den Sarg und in einer Hand das Kreuz, in der andern die Leitschnur, ließ sie, am Rande des steilen Berghanges angekommen, den Schlitten jetzt zu Thal laufen.

„Heilige Jungfrau, b'schütz die Thalfahrt!“ sprach sie fromm, während sich das schauerliche Gefährte immer schneller und schneller bewegte. Der Trauerflor am Kreuze flatterte wild im Schneesturm; der Schlitten frachte und der Sarg schien zu bersten. Es war eine tollkühne, grausige Fahrt.

Bald sah man nichts mehr von dem seltsamen Leichentransport. Mädchen und Knabe, Sarg und Kreuz verschwanden in einem eisigen, dichten Schneewirbel. Nur die Spuren der Schlittenturven zeigten die schnell durchheilte Bahn im öden Winkelmoos. Die Abend Schatten lagerten bereits auf dem Schneefelde, als der Bddensee in Sicht kam.

Da tönte ein heller Freundschafts schrei aus Florianas Brust. Das Ziel war erreicht. Als der Schlitten mit seinen Inulassen an der Fischerhütte eintraf, waren Mädchen und Knabe kaum mehr zu erkennen. Eis und Schnee überzogen die armen Menschen und wie leblos lagen sie neben dem Sarge. Die alte Abnel stürzte mit einem Schreckensruf vor das Haus.

„Mi Gottes will'n, wen bringt's denn da?“ fragte sie.

„Schnell Sarg aufmachen!“ rief Floriana, nicht in stande, sich zu erheben.

Da reißt die alte Frau entsetzt den schneebedeckten Deckel vom Sarge und — keinen Leichnam gewahrt der Blick. Ein junger, bildschöner Tiroler Scharfschütze erhebt sich aus dem Schrein und steigt vom Schlitten.

„Ambros!, du?“ rief die Alte und blickte verwundert nach dem jungen Mann und ihren Enkelkindern.

„Ja, i bin's,“ erwiderte glücklich und gerührt Ambros Fleischhaker, „errett' durch mei' Moidl, mei' tapfers Bräutl!“

Sofort trug er das Mädchen und den Knaben mit Hilfe der Alten in die kleine Hütte.

Anheimelnde Wärme that hier ihr Wunder. Der wachere Franzl schlug bald wieder die blauen, hellen Kinderaugen auf und fragte nach dem lieben Großmutterl und den gebratenen Jakobäpfeln. Auch Floriana erholte sich alsbald wieder und herzlich umarmten sich die Verlobten.

„Aber Moidl!“ rief die alte Großmutter, indem sie

Sinkender Bote für 1896.

sich fromm bekreuzte. „dös is a schanderhafter, wen mit gar sündhafter Rettungsgedanken gwen.“

„Ja, Abnel, es war schanderhaft,“ gestand die Enkelin, noch bebend bei dem Gedanken an das Durchlebte; „aber anders wär' der Ambros nimmer z'retten gwen.“ Und sie erzählte, wie ihr Verlobter noch gestern sich geäußert, wenn es einmal schief gehe, werde er sich auf die Unkenalpe flüchten. Dorthinauf sei die Mutter mit dem kleinen Franzl schon am frühen Morgen und auch sie habe sich dahin geflüchtet, als die Schreckenskunde kam, daß ihre Landsleute am Steinpaf geschlagen, die Versprengten verfolgt und wie die Berghasen zusammen geschossen würden, ein Los, das auch ihr drohen mußte, sobald man erfahren, wie sie sich am Kampfe beteiligt, und da sie sich nicht entschließen konnte, die in diesen Zeiten so notwendige Kugelbüchse wegzumwerfen. Und richtig sei auch der Ambros, zum Tode erschöpft und

voller Blut, zur Unkenalpe gekommen. Da aber jenes Versteck nicht sicher, ein Verlassen der Hütte für den Schützen bei dem Umherstreifen der feindlichen Verfolger unmöglich, habe sie die Himmelsmutter in Kirchenthal um ihren Beistand gebeten, und richtig sei ihr ein Rettungsmittel geworden. Im Almstalle stand nämlich eine flüchtig zusammengefügte Totenruhe, die zur Aufnahme eines im auswärts nahe bei der Alm erschossenen Wilderers bestimmt gewesen, dann aber überflüssig geworden sei, weil dieser inzwischen auf einem andern Steige zu Thal gebracht worden war. Diese Truhe mußte den Ambros retten. Sie ward mit Moos ausgelegt, Luftlöcher wurden angebracht und so konnte sich der Bursche auf ein paar Stunden wohl dem Sarge anvertrauen, dessen Deckel nur schwach befestigt war. Franzl nahm das schnell zusammengefügte Kreuz, den Trauerflor mußte des jungen Mannes Florhalstuch abgeben, und so setzte sich der improvisierte Leichenzug nach dem Bddensee in Bewegung.



„Ambros!, du?“ rief die Alte und blickte verwunder, nach dem jungen Mann.

trauen, dessen Deckel nur schwach befestigt war. Franzl nahm das schnell zusammengefügte Kreuz, den Trauerflor mußte des jungen Mannes Florhalstuch abgeben, und so setzte sich der improvisierte Leichenzug nach dem Bddensee in Bewegung.

Florianas Mutter hatte vorgezogen, die Nacht über auf der Alm zu bleiben und erst morgen bei Tag nachzukommen, denn sie wußte, daß die Bayern, sollten sie wirklich den Weg zur Alm finden, ein altes, wehrloses Weib in Frieden lassen würden.

„Mein Gott,“ vollendete das Mädchen, „was hab' i auf'n Winkelmoos für a Todesangst um 'n Ambros ausg'standen, wie die Rothosen bergwärts daher kömma san.“

„Dei' schneidigs Wort hat mi g'rett, Floriana,“ fiel Ambros ein. „Wie der Jägerveitl daher kömma is und der Franzos mit der Kling auf mein Sargdeckel

g'haut hat, da hat's mi sakrisch g'rissen. lieber 'n Angel-  
tod zu erleiden, als no' länger den toten Vater z' spielen.  
Aber dein Stutzen, Floriana, der neben mir g'legen  
ist, hätt' i aa nit feiern lassen. I woas nit, mei'  
Herzdeandl, wer in dem Augenblick mehr ausg'standen  
h' r, i oder du. Es war an' entsetzliche Lag'; aber jetzt,  
mei' Heldendeandl, is alles vergessen. Bin i dengericht  
frei. Unser Herrgott hat mi mächtig b'schützt, wie-r i 'n  
Speckbacher aufa g'haut hon, und weiters bei dem  
Todesprung libers Gwand awi, wo i in a weiche  
Schneewahnen g'alln und unverfehrt aufa komma bin,  
und nacha wieder auf der grauen Fahrt daher: so wird  
er mir aa weiter verhelfen. No' heunt geht's vorsichti  
liber 'n Seefopf in d'Urslauer Au und auf d'Tiefalm  
von Mayer Gschwend; dorthin kimmt foa' Häfcher und  
is 's wirkli wahr und nit grad a List von die Feind,  
das Frieden g'schlossen is, so brauch i mi aa nimmer  
lang zu verkriechn. Dann, Floriana, muas uns der  
Pfarrer kirchlich z'sammthoa' fürs Leben, und alles,  
was i no' hab', Guat und Bluat, g'hört dir, wenn's  
arme Vaterland nimmer brauchd. Bis dahin bleib  
mit deiner Muatta und 'n Franzl am Idensee, und  
der Himmel wird uns allesamt in sein Schutz nehma."

"Und mit uns alle die schneidigen Scharfschützen  
von Tirol und Oberpinzgau!" setzte Floriana bei.

"Jetzt aber will i den Sarg z'sammhauen," meinte  
Ambros, "demit neamd zur a Frag verlockt wird,  
wenn er 'n siehgt."

"Das die Truchen nur ganz," wandte die Groß-  
mutter ein. "I kann's vielleicht eh bald brauchen. So  
alte Leut, wie i, fürchten den Tod nit, und sei' Häusl  
mag in meiner Hütten allweil an' Unterschluf finden."

Ambros wollte dies nicht gelten lassen und den rohen  
Sarg zerhauen und in den Ofen schüren, doch die  
fetsame Alte ließ es nicht zu. Sie bestand mit fast  
kindischem Eigensinn auf der Schonung dieses unheim-  
lichen Möbels und Ambros gab endlich nach. Er ver-  
steckte es am Seeufer unter einem umgestürzten  
Fischerboot.

"Aber was sagen wir, wenn der Jägerveitl hoam-  
gart' — und schon morg'n, wie er versprochen?" fragte  
Floriana.

"Dem bind'st an' Bärn auf, sagst, a Lawina hat 'n  
Sarg in Abgrund g'rissen — kannst cam aa d' Wahret  
sag'n, das i drin gwen bin. Sobald er mi find',  
sagt, willst dir seine Anträg' überleg'n. Und wird's  
Frieden, so werd' i so frei sein, mi g'horfamst bei cam  
als lebendi z'melden. Jetzt aber pacht's mir a Stärkung  
ein für etli Tag und dann will i mi nit länger ver-  
halten — i traun dem Jägerveitl nit recht."

Eine Viertelstunde später war er zum nächstlichen  
Marsche bereit. Dem kleinen Franzl gab er zum Lohne  
seinen schönen Hutschmuck, einen prächtigen Gamsbart  
und zwei Spielhahnsfedern.

"Dös is fürs Kreuztragen, Moana Tirolerheld,"  
sagte er zu dem Knaben, küßte ihn und meinte dann:  
"s wirkliche Kreuztragen woll'n wir auf recht lang  
auf'schiabn, Franzl. Aber wenn ma erst 'n Feind,  
vorderjamit die Rothosen aus 'n Livol draußen ham,  
dann muas du, der tapfere Schwager, 'n Kranziung-  
herrn machen bei der Scharfschützenhochzeit und magst  
mir die Heldenbraut zum Altar geleiten. Und der brave  
Häspinger soll uns z'sammageb'n. B'hät Ent Gott,  
Floriana, Franzl und Ahnl, seid's guaten Muats;  
unser Herrgott verläßt uns nit!"

Unter Thränen und Segenswünschen der Zurück-  
bleibenden eilte er in die stürmische Winternacht  
hinaus.

Jene wollten sich soeben zu der allen so nötigen Ruhe  
begeben, als es am Fensterladen der kleinen Hütte klopfte.

"Wer drauß?" fragte Floriana.

"I bin's," antwortete der Jägerveitl. "I vermag's  
nimmer, no' außi z'gehn auf Zell, wenn i nit a kloane  
Stärkung krieg'. I bin ganz dadabert vor Kälten;  
außerdem muas Ent a Botschaft bringa."

Floriana öffnete dem Jäger bereitwillig die Thüre.  
Beitl sah in der That erbarmungswürdig aus.

"Aber warum bist denn bei der Nacht no' über's  
Gebirg z'ruck, bei dem Wetter?" fragte Floriana.

"Warum? Weil i besser bin, als du denkst. Moams,  
a zünftige Jaga kennt si' so weng aus, das er's mit  
gmickt hätt', wer in der Truchen g'leg'n is? A Toter  
is 's nit gwen, wohl aber a Lebendiger, der Ambros.  
Sei staad! Red nit und luig nit! Zoag mir den  
Toten, und i glaub' dir's. Aber liaba is 's mir, du  
zoagst mir 'n nit. I vogunn dir 'n von heut an,  
du hast dir 'n rechtschaffen vobeant, und — sei staad,  
red nit! — Gieb mir z'erst a Glasl Schnaps, das i  
weiter reden faam."

Er setzte sich auf die Ofenbank, während ihm Floriana  
das Gewinnsche darreichte.

"Und also, was hast für a Botschaft?" fragte das  
Mädchen, den Jäger noch immer mißtrauisch beobachtend.

"A Freudenbotschaft bring' i; Frieden is g'schlossen  
und an' allgemeine Amnestie, woas, dös is so viel,  
wie a Generalabsolution, hat der Napoleon g'hoas'n  
für alle Tiroler, die friedli hoamkehrn."

"Dös machst mir grad weis!" sagte das Mädchen,  
den Jäger forschend ansehend.

"Na', dös is a Thatjad'. Auf Mannswort, i red  
wahr! Und so laß halt dein Ambros Pleischacher  
wieder lebendi wern, wenn er mi nit a so hört. Und  
is er surt, so suach 'n auf und sag cam's und sag  
cam aa, i laß 'n grüas'n; 's giebt foa Feindschaft  
mehr zwischen cam und mir. Jetzt gebt's mir no' a  
Glasl Schnaps, und an Bunder zum Pfeiferl anleant-  
ten — so — so — und somit wünsch' Ent alle a  
ruahsame Nacht."

Er entfernte sich.

"Mein Gott," sagte Floriana, als seine Schritte in  
der Ferne verhallt waren, "wenn 's wirkli wahr is,  
was der Jaga sagt, so wünschet i schon, das der Am-  
brosl wieder da wär."

Raum hatte sie diese Worte gesprochen, als es aber-  
mals an den Fensterladen klopfte.

"Macht's auf; i bin's!" rief Ambros.

Floriana stieß einen Freudenruf aus und flog nach  
der Thüre, um den Ferngeglaubten wieder einzulassen.

Ambros erzählte, das er trotz der Dunkelheit den  
Jäger habe gegen die Hütte zugehen sehen und das er  
ihm nachgeschlichen sei, um sich zu überzeugen, ob keine  
Gefahr ihnen drohe. So habe er alles vernommen,  
was der Jäger gesagt, und er glaube es auch. — Dem-  
nach blieb er in der Hütte über Nacht. — Als andern  
Tages Florianas Mutter kam und die Friedensbotschaft  
bestätigte, ward sofort ausgemacht, wieder in das Saal-  
athal zurückzukehren, und die alte Großmutter mußte  
sich entschließen, so beschwerlich der Marsch auch sein  
mochte, mit ihren Verwandten zu ziehen und bei ihnen  
zu bleiben.

Gegen das Frühjahr zu standen Ambros Pleischacher  
und Floriana als glückliches Paar am Traualtare.  
Franzl machte den Kranziungsherrn und die Großmutter  
die sogenannte Altfrau oder Brautmutter. —

Um Christkindelszeit sah diese wieder vor einem  
Möbel aus schlichten Fichtenbrettern, da aber dachte 's

Ungroßmutterl nicht an den Tod, sondern sang ein allerliebste Großenknecht in den Schlaf mit einem Wiegenlied, das ihr selbst einstmal die Wintter an der Wiege gesungen:

Tirolerkinderl, schlaf,  
Tirolerkind, mach d'Augerln zua  
Und schlaf recht sitaß in guater Ruah,  
Wis d'Vöggerln singa in der Fruah,  
Dann hufcht ein Engerl ins Gemach  
Und küßt dir d'Guckerln wieder wach.

### Pflicht, Not und Notwehr.

Eine wahre Geschichte von Hermann Heibera.



wischen K. und dem Dorfe Lebensau liegt ein großer, meilenlanger Forst. Gleich am Eingang, wenn man die den Wald durchschneidende Straße von K. aus verfolgt, erhebt sich

hart an derselben, auf einer eingeschlossenen, reizenden grünen Wiese das mit einem Giebel versehene, mit Eppheulaub und mächtigen Hirschgeweihen geschmückte „Försterhaus zur Gule“, so genannt seit Menschengedenken.

Dieses bezog eines Tages, nach dem Tode des bisherigen Inhabers, ein Oberförster mit Namen Harms mit Frau und Tochter.

Auf seine besondere Bitte hatte ihn der Minister hierher versetzt.

Harms war in der Provinz geboren, hatte seine Jugendzeit in K. verlebt, und schon aus diesem Grunde früher das Ersuchen ausgesprochen, ihn bei einer Vakanz in der Heimat zu berücksichtigen.

Ging ihm bereits ein guter Ruf voraus, weil er einer angesehenen Familie des Landes angehörte, und weil er sich in seinen früheren Stellungen als ein tüchtiger und gewissenhafter Mann bewährt hatte, so wurde dieses Ansehen noch erhöht, als die Leute ihn in K. kennen lernten.

Er gehörte zu jenen Personen, die allezeit sorgsam überlegen, was sie sprechen und bevor sie handeln, die in ihrem Hauswesen auf strenge Ordnung und eine ihren Verhältnissen entsprechende Mäßigung halten und mit Selbstgefühl auch Herzengüte und unbefangene Lebensanschauung verbinden.

Bei solcher Veranlagung und bei der ausgeprägten Liebe zu allem Heimathlichen war es denn auch begreiflich, daß Harms nach seinen früheren Kameraden mit Interesse Umschau hielt, und als er bald nach seiner Ankunft erfuhr, daß ein gewisser Kraft, mit dem er früher auf der Schulbank gesessen, in Lebensau lebe und dort ein Holzpantoffelgeschäft betreibe, diesen sehr bald aufsuchte.

Ihre Freundschaft setzte sich auch im ersten Jahre fort. Harms sprach oft bei Kraft und dessen hübschen Frau vor, und wo er ihm zu Diensten sein konnte, da geschah's.

Als aber dann später wiederholt vergeblich nachgespürte Wildddiebereien vorkamen und die öffentliche Meinung immer wieder auf Kraft, der ein eifriger Jäger war, als den Thäter hinwies, lockerten sich umso mehr zwischen ihnen die bisherigen Beziehungen, weil Harms nicht den Schein erwecken und nicht in den Verdacht geraten wollte, er sähe diesem, von dem Publikum in solcher Weise belasteten Mann aus Gründen der Freundschaft irgend etwas nach.

Entsprechend seiner charakterlichen Veranlagung vollzog sich sogar noch etwas ganz anderes.

Er erklärte Kraft bei der nächsten Begegnung in schroffer Weise, daß auch er der Ansicht sei, daß die Wildddiebereien von ihm ausgeführt worden wären, und daß er, wenn er Kraft auf der That ertappe, genau mit ihm verfahren werde wie mit irgend einem Fremden.

Er drang mit scharfen Worten in Kraft, alles zu vermeiden, was eine rücksichtslose Begegnung hervorrufen könne, und schloß, als der Freund beharrlich und mit tiefgekränkter Miene das ihm vorgeworfene Vergehen in Abrede stellte, mit den Worten: „Ich kann dir nur dann glauben und will dir glauben, wenn du mich bei weiteren Übertretungen überzeugen kannst, daß du überhaupt nicht im Forst gewesen bist, oder wenn du mir den wirklichen Thäter nachzuweisen vermagst.“

Eine Weile war dann in der Folge alles still. Nichts geschah. Aber im kommenden Jahr, an einem Morgen, als Harms sehr früh sich in den Wald aufgemacht hatte, hörte er einen Schuß ganz in der Nähe des sogenannten Reiherteichs, und als er blitzschnell dem Thortort zuwies, sah er jenseits des Wassers einen über ein eben niedergestrecktes, noch rauchendes Stück Wild gebückten Mann, der nun aber, bei dem durch Harms' Näherkommen entstandenen Geräusch, jählings empor schoß, alsdann lagenartig sich herabdrückte und hierauf mit solcher Schnelligkeit im Unterholzgebüsch verschwand, daß Harms gar nicht dazu gelangen konnte, irgend etwas anderes zu unternehmen, als ihm ein lautes drohendes: „Wart, Schurke, dir soll's werden, wenn ich dich endlich fasse!“ nachzurufen.

Aber es war nicht Kraft, der entfloß. Der also auf der That ertappte war eine Harms völlig unbekannte Persönlichkeit, und wiederum blieben auch in der Folge alle Nachforschungen um so vergeblicher, als der von Harms überführte Wilderer noch im letzten Augenblick die Geistesgegenwart besessen hatte, seine Flinte an sich zu nehmen und damit das Beweisstück beiseite zu bringen, durch welches man ihm hätte sicherer auf die Spur kommen können.

Aber drei Wochen später, als Harms in den Nachmittagsstunden eben eine Pflanzung zu durchschreiten im Begriff stand, hörte er einen Flintenschuß und sah Pulverdampf gegenüber an dem Rande des Gebüsches, und als er absichtlich keinen Lärm erhob, vielmehr hinter einen Baumstamm sich verbergend, erst beobachtete, was noch folgen werde, trat aus dem Unterholz Kraft hervor und machte sich nach frohmüthiger Besichtigung der Jagdbeute mit aller Gemächlichkeit daran, das von ihm erlegte Tier, einen jungen Rehbock, mit Moos und Blättern zu bedecken und dann auch weiter hinab sein Gewehr abzuschrauben und zu verscharren.

Nachdem das geschehen, verschwand er auf einem Seitenfad, und Harnis nahm voll ernster und schwerer Gedanken, jedoch ohne jenen vorläufig zu belästigen, den Weg nach Haus.

Am nächsten Morgen aber trat der Oberförster in Krafts Wohnung und so zeitig zwar, daß eben Mann und Frau noch am Frühstückstisch saßen. Grate hob die letztere ihr kleines Kind mit glückseliger Miene empor, ließ das in überprudelnder Lustigkeit aufjauchzende, rosige Ding in der Luft tanzen und zuletzt ihrem mit leuchtenden Blicken zusehenden Manne in die weit ausgestreckten Arme fallen.

Diese gemüthvolle Familienscene bewegte den empfindlichen Harnis solchergestalt, daß er seinen Entschluß, Kraft als Ankläger gegenüberzutreten, aufgab. Er schreckte zurück, als er sich vorstellte, daß er dieses Familienglück stören sollte, sprach mit den Eheleuten, als ob nichts vorgefallen sei, ließ sich erzählen, was im Dorf und sonstwie geschehen sei, und entfernte sich mit einer Miene, die ebenfalls nichts von dem verriet, was in ihm vorging. Im eigenen Hause angekommen, ließ es ihm aber keine Ruhe. Er beorderte einen Gendarmen und beauftragte ihn, am nächsten Morgen nach Levensau zu gehen, Kraft zu inhaftieren und in K. abzuliefern.

Er solle, befahl er ihm, sagen, daß im Walde ein Stück Wild und eine Flinte gefunden seien, welche letztere in die Oberförsterei eingebracht und als Krafts Eigentum verognoscirt wäre.

Und wie Harnis es befohlen hatte, so ge'cha's. Kraft ließ sich, ohne Widerstand zu erheben, verhaften. Er erklärte gleichmüthig vor seiner Frau und dem Gendarm, alles werde sich zu seinen Gunsten auflären. Auch kam es, nachdem es Kraft zu solchem Zwecke gelungen war, seinen Begleiter zu überreden, ihm vor seiner Einlieferung in K. noch eine Unterredung mit dem Oberförster zu gewähren, zwischen den beiden Freunden zu einer tiefergreifenden Scene.

Harnis befand sich, als jene die Oberförsterei betrat, gerade mit seinem Töchterchen auf dem Flur, liebte es und hob seinen Liebling, wie jüngst Kraft es gethan, zärtlich in die Arme. Und dann standen sie einander gegenüber, und ein stehender Blick richtete sich aus den Augen des Verhafteten auf den Beamten.

„Bitte, lieber Karl, nur fünf Minuten, ich habe dir etwas zu sagen, was du hören mußt. Ich beschwöre dich bei unserer Freundschaft, schlage mir's nicht ab. Ich will es dir danken mein Lebenlang.“ stieß der Mann, den gewohnten kameradschaftlichen Ton anschlagend, heraus.

Harnis kämpfte, dann winkte er dem Gendarmen, draußen zu warten, und betrat, von Kraft gefolgt, sein Arbeitsgemach.

„Nun? Was willst du?“ hob der Oberförster, ohne jenem einen Sitz anzubieten, sich selbst aber mit finster verschlossenen Mienen an seinen eigenen Schreibtisch lehrend, an.

„Ich gebe dir mein Ehrenwort, Karl, daß es das erste Mal gewesen —“, drang es unvermittelt, hastig und erregt aus des Freundes Munde. „Ich will hier tot niedersinken, wenn ich jemals mich vordem vergangen habe. Und weil ich das vor Gott beschwören kann, weil nur die Umstände gegen mich sprechen, so flehe ich dich an, laß mich gehen, sieh's mir dieses eine Mal nach! Nie soll's wieder vorkommen; das soll mein Dank in Thaten sein. Nimm mich in Geldstrafe, aber laß mich nicht einsperren. Meine Frau grämt sich zu Tode, wenn die Schande auf mir ruhen bleibt.“

„Wer ist der Mensch, den ich jüngst, wie vorgestern

dich, auf frischer That ertappte?“ fiel Harnis, ohne zunächst eine Antwort zu erteilen, ein. „Dast du nicht selbst gewildert, so wirst du doch von ihm wissen. Der Fehler ist so gut wie der Stehler!“ Und abbrechend und in tiefer Bedrückung fortfahrend: „Ah, wie hast du an dir selbst, aber auch an mir, dem Freunde, gehandelt! Was hattest du mir heilig versprochen und in welche Lage bringst du mich! Lasse ich dich laufen, so rufen mir die Leute mit Recht Parteilichkeit, die Schlechten sogar nach, ich stecke wohl mit dir, mit euch unter einer Decke. Bestrafe ich dich, so thue ich dem Freunde weh. Nun sprich, wer ist der Thäter? Wie heißt er? Willst du mir seinen Namen nennen, so will ich beantragen, daß du mit einer Geldbuße davonkommst, dann will ich dir glauben, will ich dir zu verzeihen suchen.“

Kraft ließ erst den Kopf tief sinken, er antwortete nicht. Dann aber fiel er fast vor Harnis nieder, griff nach dessen Rechten und harchte: „Frage mich nicht, ich kann es nicht sagen. Entweder thue ich einem Schuldlosen ein schweres Unrecht an, oder ich werde zum Angeber. Das vergißt ein Wilderer nie, und eine Kugel ist mein Lohn. Du weißt ja selbst, welch einen Katschismus diese Leute haben. Ich will ihn aber zu bewegen suchen — ich schwöre es dir —, daß er fortan absteht. Ich will mit allen Kräften dahin wirken, daß du Ruhe erhältst, Karl. Nun? — Nun? Du zögerst? Denke an meine gute Frau, an — mein Kind, — denke, wenn ich der Oberförster wäre und du der Thäter, — würdest du nicht auch Nachsicht fordern?“

Durch die letzten Worte gewann Kraft den Sieg. Noch kämpfte Harnis eine kurze Weile, dann bewegte er, kurz beipflichtend das Haupt. Kraft wurde zwar von dem Oberförster angezeigt, aber letzterer wußte es einzurichten, daß jener mit einer kleinen Geldstrafe davonkam.

Freilich nahm nach diesem Vorfalle die Wildbieberei nicht ab, sondern in solcher Weise zu, daß Harnis sich in seinem Zorn einen Schwur leistete, nicht zu ruhen, bis er die Frevler gepackt und ein für allemal durch Freiheitsentziehung unschädlich gemacht habe.

Er ließ sich insgeheim von der Regierung in K. Mittel anweisen, um eigene Waldwächter anzustellen, ermunterte auch die Einwohner in den umliegenden Dorfschaften durch in Aussicht gestellte Geldbelohnungen ihn in seinen Bemühungen beifällig zu sein, Verdächtige oder gar Überwiesene sofort anzuzeigen.

Und dann eines Tages wurde eben dieser Kraft von einem aus's Vigilieren ausgeschickten jungen, festen Keul in K. eingeliefert. Jener hatte Kraft in frühesten Morgenstunde aus dem Hause gehen sehen, war ihm vorsichtig gefolgt und hatte nicht nur gesehen, daß er ein Gewehr aus dem Erdboden herausgescharrt, sondern auch eine Rite niedergestreckt hatte. Dies gab denn der Geduld des durch solche Ehr- und Treulosigkeit bis zur jähzornigen Rache angespornten Harnis den Rest.

Kraft wurde trotz alles Flehens rücksichtslos angezeigt, auf Grund der Annahme fortgesetzten Wilderns zu drei Jahren Gefängnis verurteilt und eingesperrt, und wenn sich nicht der doch später wieder sein edles Herz sprechen lassende Oberförster der Frau und des Kindes insgeheim angenommen hätte, würden sie dem Armenhaus verfallen sein.

Nach drei Jahren aber, nach Krafts Entlassung aus dem Gefängnis, geschah dann in rascher Folge noch weit Schlimmeres. Zweimal fausten im Walde Schrotkörner aus einer Windbüchse geschossen, Harnis um den Kopf, und einmal fuhr abends eine Flintenkugel

durch das offene Fenster ins Försterhaus. Nur durch einen besonderen Zufall entging die Tochter von Harns dem todbringenden Schuß. Da sie sich gerade bückte, drang die Kugel in das hölzerne Gehäuse einer im Zimmer stehenden Wanduhr. Und wiederum begann auch das Wildern von neuem, und daß in allen Fällen Kraft der Thäter oder Fehler sei, stand in Harns fest.

Der Oberförster geriet in einen solchen Zustand der Aufregung, diese wurde durch die Angst der für ihr und sein Leben fürchtenden Frau und Tochter so angefüllt und endlich nahmen Ingrimm und Empörung über die Niederträchtigkeit dessen, dem er in Wahrheit ein Freund der That gewesen, in solcher Weise von ihm Besitz, daß er überhaupt kaum einen anderen Gedanken mehr besaß, als den hinterlistigen Bedroher seines Lebens zu fassen.

Und es gelang!

Eines Tages wurde es bekannt und als zutreffend bestätigt, daß Harns im Forst Kraft begegnet sei, daß dieser auf ihn mit der Flinte gezielt, Harns aber den Angreifer durch einen Schuß in das Schulterblatt unschädlich gemacht habe.

Harns hatte sogar den Wilderer selbst abgeliefert und die Anklage wegen Mordversuchs gegen den einstigen Schuldameraben erhoben.

Solcher war von dem Staatsanwalt auf Grund der Indicien Folge gegeben worden, und sobald die Vernehmungsfähigkeit des Wilderers möglich, sollte die Angelegenheit vor dem Schwurgericht verhandelt werden.

Zwei Tage vor der festgesetzten Sitzung erschien der durch diese Vorfälle aufs äußerste bedrückte Oberförster in der Privatwohnung des mit der Verhandlung beauftragten Beamten und bat ihn um eine Unterredung. Er war sehr blaß, sichtlich in einem ungeheuren innern Aufruhr und erklärte nach kurzem Gesprächsübergang, daß er zu dem Vertreter des öffentlichen Rechts gekommen sei, um ihn aufs dringendste zu bitten, dafür zu plaidieren, daß Kraft zu lebenslänglicher Freiheitsentziehung verurteilt werde. Er stellte ihm alles eindringlich aus seinen persönlichen Gesichtspunkten vor und schloß mit den Worten: „Geschieht's nicht, so bin ich, ich mag mich fräter aufhalten, wo ich will, binnen kurzem ein toter Mann. Kraft ist zum Wegelagerer und Mordgesellen geworden. Ich weiß, er hat geschworen, mir früher oder später eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Ich bin kein feiger Mensch, ich glaube, ich habe es erwiesen, aber ich besitze doch die Pflicht, mich den Meinigen und mir die Meinigen zu erhalten.“

Der Staatsanwalt gab dem Oberförster die Antwort, die er ihm allein zu erteilen vermochte, die nämlich, daß er nur nach seiner ehrlichen Überzeugung Urtheile abgeben könne und daß er ein solches erst zu fällen vermöge, wenn der Sachverhalt völlig klar gestellt wäre. Harns dürfe nicht vergessen, daß bisher Beweise durchaus fehlten, daß Kraft derjenige sei, der eine Kugel in sein Haus gesandt habe, und daß Kraft dieses wie alle anderen Nachstellungen leugne. Daß er gedroht, beweise nichts, das erwecke eben nur Verdacht. Es komme allzuoft vor, daß aus Vorvergehen und bloßen Reden Thatfachen abgeleitet und Menschen beschuldigt und gar verurteilt würden, die sich dennoch keines Verbrechens schuldig gemacht hätten.

Hierzu nickte Harns, sichtlich äußerst betroffen, nur stumm, bat den Beamten zu entschuldigen, wenn er etwas unternommen habe, das wie eine Beeinflussung angesehen werden könne, und entfernte sich mit verschlossener Miene.

Endlich kam dann auch der Entscheidungstag! Vor dem Richter und dem in Scharen herbeigeströmten Publikum saßen der Kläger und der Angeklagte, welcher letzterer auf die Anwesenden wohl den Eindruck machte, daß ihn der Zorn hinreißen könne, dessen ruhig blickenden Augen und friedlich gefestigten Züge aber nichts weniger als auf Mordlust hindeuteten.

Und auch was er dann sprach, nahm außerordentlich für ihn ein. Er erklärte, vom Vorsitzenden zuerst zum Sprechen aufgefordert, daß er nach seiner Entlassung aus der dreijährigen Haft aus Ingrimm gegen Harns wohl einigemal wieder Wilddiebereien sich habe zuschulden kommen lassen, aber niemals Harns nach dem Leben getrachtet hätte. Schon die Erkenntlichkeit dafür, daß Harns, wie er in Erfahrung gebracht, während der drei Jahre seine Frau und sein Kind unterstützt, würde ihn abgehalten haben, auch nur einen solchen verbrecherischen Gedanken zu fassen, viel weniger auszuführen. Er sei unschuldig. Wenn man ihn verurteile, so mache er Richter und Geschworene vor dem Höchsten im Himmel verantwortlich.

Und dann Harns: Er habe sich, weil fortwährend Tag und Nacht lebensgefährlich bedroht und somit samt seiner Familie in einen Zustand ratloser Unruhe versetzt, in frühester Morgenstunde in den Wald begeben und sich im Gebüsch an dem Seitenpfad nach dem Reiherteich in der Absicht niedergedrückt, wenn's sein müßte, einen halben Tag auszuharren, um womöglich und endlich den Frevler und Nachsteller seines Lebens an diesem für das Auftreten des Wildes günstigsten und für die Wilddiebe geeignetsten Ort zu überführen und dingfest zu machen.

Lang habe er vergeblich gewartet; fast zwei Stunden. Niemand habe sich blicken lassen. Dann aber sei drüben im Gebüsch ein knackendes Geräusch entstanden, und als er mit gespanntem Blick hinübergesehen, habe er die Öffnung und den Rand eines Gewehrlaufes auf sich gerichtet gesehen. Und dann — der Notwehr gehorchend — habe er blizschnell die Büchse an die Wade gerissen und zu gleicher Zeit mit dem auf ihn schießenden Gegner losgedrückt.

Das übrige sei bekannt. Er habe, als er hinübergeseilt sei, Kraft mit zerschmetterter Schulter, vor sich das Gewehr, das dem gelähmten Arm entfallen, ächzend daliegen sehen und aus doppelten Gründen seine Inhaftierung bewirkt.

Und dann wieder Kraft: Er habe Harns gar nicht bemerkt, schon deshalb gar nicht bemerken können, weil es ein schwer nebliger, dunkler Morgen gewesen und ein heftiger Wind zudem alle Geräusche verschlungen habe. Die Wahrheit sei, daß er die hier vericharte Flinte hervorgeholt und zusammengelegt hätte. Als er sie eben zum Zweck der Schußfertigkeit auf dort häufig vorüberstreichendes Wild habe laden und mit einem Krupferhut versehen wollen, hätte er einen Schuß gehört und gleichzeitig einen unerträglichen Schmerz an Schulterblatt gefühlt. Also nicht er habe Harns nach dem Leben getrachtet, sondern umgekehrt. Wenn er auf Harns geschossen hätte, habe doch, als der Oberförster sich über ihn gestürzt, die Flinte noch warm und die Zündhütchenhülse noch vorhanden sein müssen. Das sei aber nicht der Fall gewesen.

Und wieder Harns in furchtbarer Erregung: Er sei starr ob dieser die Wahrheit auf den Kopf stellenden Aussage. Er habe sogleich nach der Flinte gegriffen und sie untersucht. Auf dem Piston habe das verobhte Zündhütchen gesehen und auch der Lauf sei noch warm gewesen.



Und nunmehr der Vorsitzende: Ob der Oberförster das beschwören könne und hier gleich beredigen wolle? Nach diesen Worten richteten sich aller Augen mit höchster Aufmerksamkeit auf Harns.

Obnehin während der Verhandlung in einer fortwährenden nervösen Erregung, bot jener nun das Bild eines schwer ringenden Menschen. Der Schweiß lief ihm die Stirn herab, die Augen nahmen einen unsicher flimmernden Glanz an, durch die kraftvolle Gestalt ging ein sichtbares Beben, und obschon das Ja, das er erhobenen Hauptes hervorstieß, einen festen Klang hatte, stand man doch unter dem Eindruck, daß sich ein ungeheurer Kampf in ihm vollzogen habe.

In den vor dem zu leistenden Schwur vorangehenden Augenblicken befanden sich alle Anwesenden in einer namenlosen Spannung. Man erörterte, ob Harns wirklich den Eid leisten werde, und wenn, ob er von der Wahrheit seiner Aussage völlig oder nur halb überzeugt sei, ja, ob er nicht gar aus Notwehr zu einem falschen Schwur gedrängt werde. Man war

der Wilderer sich an dem Oberförster habe rächen wollen, daß frühere Nachstellungen von ihm ausgegangen sein könnten. Ob Kraft aber in diesem Falle schuldig sei, ob die Flinte wirklich geladen gewesen, schien doch zweifelhaft. Der Schwur entschied!

Wenn Harns ihn leistete, war Kraft ein toter Mann. Lebenslängliche Freiheitsentziehung war bei der dann eintretenden Annahme wiederholten Mordversuches das ihn sicher treffende Urteil. Und dann ging's ans Ende.

Unter dem üblichen Vorsagen des Präsidenten erhob Harns die Hand — zufällig entlud sich gerade draußen ein sehr starkes Gewitter und schon zweimal hatten unheimlich helle Blitze den Saal durchleuchtet — und sprach mit gewaltigem befehliger Stimme die ihm vorgesagten Sätze nach.

Aber als er eben die letzten Worte von den Lippen löste, schrie Kraft ihm ein furchtbares: „Du lügst! Der Mordversucher bist du!“ in die Rede und fast zugleich krachte ein knatternder, von einem wahren Feuermeer begleiteter Donner vom Himmel herab, ließ zufolge seiner gleichsam das ganze Gebäude bedrohenden Behemung alle Anwesenden, wie vom Schlage betroffen, zusammensinken, aber auch unwillkürlich die Augen auf den richten, der unter einem solchen Mahnruf vom Himmel einen Eid geschworen.

Und siehe! Zum Entsetzen aller schwankte Harns, suchte vergeblich sich auf die Tischplatte zu stützen und brach gleich darauf wie ein Erschlagener zusammen.

Ein Grausen ging durch alle Seelen.

War's ein Gottesgericht, das hier gewaltet? War's bereits Vergeltung für einen Meineid? Oder hatte doch nur das vielgeprüfte, durch fortwährende Aufregung und Todesangst bis zur höchsten Höhe angespannte Herz nicht die Kraft befehen, dem erschütternden Eindruck dieses grandiosen Naturschauspiels zu widerstehen?

Als die Saalbediener den Unglücklichen aufhoben und ein zufällig anwesender Arzt ihn untersuchte, stellte sich heraus, daß die eine Seite durch einen Schlaganfall betroffen und der Mund zunächst der Sprache beraubt war.

Und dennoch wurde alles, was bisher geschehen, noch durch die späteren Vorfälle übertroffen. Neue Überraschungen traten ein und einem Rätsel folgte das andere.

Drei Monate nachdem der Spruch gefällt, Kraft abgeführt und eingekerkert, auch der unglückliche Harns sich endlich soweit erholt hatte, daß er wieder verständlich zu sprechen und seiner Beschäftigung nachzugehen imstande war, erschien vor demselben Staatsanwalt

in K. ein gewisser Robert Todt, ein Gärtner und Jäger aus Bellhausen, und gab, wie er sagte, von schwerer Seelenpein gedrängt, zu Protokoll, daß er mehrfach in Eulenforst Wildddiebereien sich habe zuschulden kommen lassen und auch an jenem ereignisvollen Morgen dort auf dem Anstand gestanden habe.



Ein Grausen ging durch alle Seelen.

von Kraft habe er jedoch etwas bemerkt, aber als er ein Knaden gehört, da wo Harns, nach seiner Aussage, Posten gefaßt, habe er, ein durchbrechendes Wild vermutend, die Flinte erhoben und in der Sicherheit, einen Rehbock zu treffen, abgedrückt. Als er aber dann gesehen, wer sich statt des getroffenen Wildes aus dem Gebüsch hervorgebracht, sei er von einer furchtbaren Angst ergriffen worden und habe sturmschnell das Weite gesucht. Das sei die lautere Wahrheit!

Dieser neue Zwischenfall, der die Inhaftierung des Todt zur Folge hatte, wirkte auf Harns, dem an demselben Tage schriftlich darüber von der Staatsanwaltschaft Mitteilung gemacht wurde, wahrhaft vernichtend. Er trat zu seiner Frau ins Wohngemach, legte ihr stumm das amtliche Schriftstück hin, und als sie ihn nach häftig erregter Durchsicht, fragend, in höchster Sorge anblickte, stieß er die Worte heraus: „So, nun bin ich in den Augen der Welt des Meineids überwiesen! Und warte ab, es wird die Anklage gegen mich beschwern erhoben werden!“

Die Frau hörte mit angstvollem Schrecken, was ihr Mann sprach, wußte sich aber zu fassen und entgegnete:

„Du schwurst doch in bester Überzeugung, lieber Karl! Wie konntest du wissen, daß ein anderer auf dich gezielt, wie konntest du ahnen, daß zwei Menschen sich am Reiherteich versteckt hatten? Im Gegenteil, nun zeigt sich gerade, daß nur die furchtbare Erregung über das Gewitter dich zu Boden streckte, daß du die reine Wahrheit sprachst.“

Aber statt daß der Mann dieser Logik zustimmte, fuhr er, wie von Frost geschüttelt, zusammen, sank in sich hinein und murmelte mit einem eigenen, verwirren Blick: „Ja, sprach ich denn nach dieser Aussage die ungewisselte Wahrheit, sprach ich sie überhaupt?“

Und als er nach diesem Ausdruck völlig zusammenbrach, in den Sessel fiel und mit den Händen das Angesicht bedeckte, sie aber, die Frau, mit dem Ausdruck zärtlicher Sorge neben ihm herabsank und ihn ansah, seine Seele rückhaltlos vor ihr auszuschütten, — sie fühlte, es sei noch etwas, das sich zum Vorschein dränge, — sprach der Mann wie folgt: „Als Kraft an jenem Schwurgerichtstage mir »Lüge« ins Ohr schrie, kamen mir von neuem furchtbare Bedenken, ob ich nicht doch mich habe von meinen Vorstellungen leiten lassen, ob ich nicht infolge der durch das lange Warten hervorgerufenen Erregung nicht doch Sinnesänderungen hingegeben, meine zitternden Hände in der Haft vielleicht den Lauf der eigenen Flinte besüßelt habe. Ich glaube mich zu entsinnen, daß ich sie zu Boden fallen ließ, als ich Kraft packte. Aber nun mußte und sollte ich's gar beidigen, und wenn ich es nicht that, dann war ich abermals in der Hand des Mordgesellen. Denn daß Kraft mir und uns die Kugel nachgeschandt hat, das steht so fest in mir wie die Beweiheit meines eigenen Daseins. Und sieh, teure Frau, nun kommt ein Fremder und sagt, er habe den Schuß abgefeuert. Nun ist's also erwiesen, daß ich einen Meineid ablegte. Ich schwur, daß der Lauf seiner Büchse warm gewesen, daß das Zündhütchen verkohlt auf dem Piston gefessen habe.“

„Und doch, teurer Mann,“ fiel die Frau besänftigend ein, „darfst du dich beruhigen. Gott schaut in die Herzen, er richtet nicht nach den von Menschen gegebenen Gesetzentafeln, sondern er prüfet das Innere. Er weiß, daß du mit deinem Gewissen gekämpft hast, wie keiner, er weiß, wie du gelitten hast seit Jahr und Tag unter der Treulosigkeit und stillosen Verwilderung dieses Mannes, er weiß, daß in jenem Augenblick du die Mündung der Flinte auf dich gerichtet sahst, daß der Knall eines Schusses an dein Ohr schlug und eben das dich veranlaßte, ihm zu begegnen, wie es geschehen. Und siehe, auf das, wie's der Schöpfer ansieht mit seiner allbarmherzigen Seele, darauf kommt's an, nicht was die Menschen glauben, — wie sie urteilen.“

Der Mann nickte still. Er schien einen Trost in ihren Worten zu finden, dennoch schloß er trübe, mit tiefem Ernst: „Du sagst, teure Anna, auf die Menschen kommt es nicht an. Wir sollen aber doch mit unsern Mitmenschen leben, von ihrer Schätzung und Achtung hängen wir doch ab. Und nun gar ein Beamter, was ist der, wenn man gar Zweifel in seinen Schwur setzt? Da ist der Tod besser, als leben.“

„O du braver, du lieber, du wahrhaft guter Mensch! Grüble und verjage nicht, ich fühle, es wird sich alles zum Guten wenden,“ rief die Frau bewegt und umarmte und herzte ihren von solchen Seelenqualen niederbeugten Mann.

Und Harms sah denn auch in der Folge mit fiebernder Unruhe dem richterlichen Spruch entgegen, und als dieser endlich, ohne Anklage gegen ihn, gefällt wurde,

atmete er wie von Eisenlasten befreit auf, und nur eine andere neue Wendung in der Sachlage erfüllte ihn abermals mit Angst und schwerer Sorge.

Da Todt seine Aussage beidigt hatte, wurde Kraft mitgeteilt, daß er zwar noch den kurzen Rest der Strafe für Wilddiebereien abzuhüpfen habe, im übrigen aber von der Schuld des Mordversuchs freigesprochen worden sei und demnächst entlassen werden würde.

Was also Harms vor allem zu erreichen gehofft hatte: dauernde Unschädlichmachung des ihm nach seiner Meinung mit Pulver und Blei nach dem Leben trachtenden Wilderer's, erfüllte sich nicht. Er war wieder so wie vor dem.

Der unglückliche geprüfte Mann zog infolge dessen in Überlegung, ob er nicht seine Verlegung beantragen solle. Aber wenn er eben zu einem solchen Entschluß gelangt war, trat ihm, wie schon früher, vor die Seele, daß er vor einer Rachsucht, wie sie diesen Mann erfüllte, auch an anderen Orten nicht sicher sein werde. Sein Leben war eben verwickelt, über ihm hing fort-dauernd das Todesschwert.

Und so gingen die Tage, bis sich die Kunde verbreitete, Kraft befände sich in einem sehr kranken, ja, nicht ungefährlichen Zustande. Er habe aus diesen Grunde auch schon die Mitteilung, daß er demnächst in Freiheit gesetzt werde, völlig apathisch aufgenommen.

Und dann ward allen, die diesen Vorfällen während der letzten Jahre gefolgt waren, doch noch eine neue Überraschung.

An demselben Tage, an welchem Todt, der wegen zugestandener früherer und späterer Wilddieberei in Haft gesetzt war, entlassen wurde, trat in Kraft's Zustand eine solche Verschlimmerung ein, daß er um eines Geistlichen Erscheinen, aber auch um die Anwesenheit des Staatsanwaltes bat.

Er habe, erklärte der Mann, als jene an sein Lager traten, ein Geständnis abzulegen; er könne nicht sterben, ohne es zu lösen.

Von seinem Gewissen getrieben, sage er aus, daß er doch an jenem Morgen auf den Oberförster geschossen habe, zwar nur in der Absicht ihm durch einen Streifschuß einen Denktettel zu geben. Er bäte; zur Ehrenrettung des Oberförsters das öffentlich bekannt zu machen, aber auch nach dieser Erklärung seinen lang-jährigen treuen Freund Todt, der sich lediglich für ihn und Kraft's Familie durch seine Aussage habe opfern wollen, zu entlassen. Es sei ihm bekannt geworden, daß man ihn mit einer längeren Freiheitsentziehung bestraft habe.

Nach diesen Worten war er mit geschlossenen Augen und mit röchelndem Atem hingesenken und wenig später in den Armen seiner bisher draußen harrenden und nun herbeigeeilten Frau verschieden. —

Das erste, was hierauf der Staatsanwalt, seiner Amtspflicht folgend, zu veranlassen sich beeilte, war die Anklage gegen Todt wegen bewußten Meineids.

Freilich als man sofort auf Todt fahndete, war er verschwunden. Nirgends war er, trotz aller amtlich angestellten Nachforschungen, aufzufinden, und schon wollte die Welt sich anderen Angelegenheiten widmen, die ihre Neugierde und ihr Interesse fesseln konnten, als eine neue Kunde nochmals ihr Interesse aufs höchste anspannte.

Am Schluß der Woche, als Harms mit der Flinte auf dem Rücken, von seinem Jagdhund begleitet, ein einsames Revier des Forstes durchstreifte, schnupperte das Tier an einer sumpfigen Stelle plötzlich unrubig, verschwand im dichten Gehölz, lehrte zurück, bellte, zeigte

Unruhe und sprang vor seinem aufmerksam werdenden und ihm folgenden Herrn auf, bis sie einen kleinen vereinigten Platz erreichten.

Und hier lag — mit zerhossener Brust — wohl erkennbar, der Wilderer Todt!

Daß er sich selbst ums Leben gebracht, bewies die neben ihm liegende Flinte, und welchen Zusammenhang dieser neue erschütternde Vorfall hatte, ergab sich durch ein Schreiben, das dem Staatsanwalt einen Tag später, datiert von Puzenburg, dort aufgegeben von einem Unbekannten, aber von der Hand Todis geschrieben, erreichte.

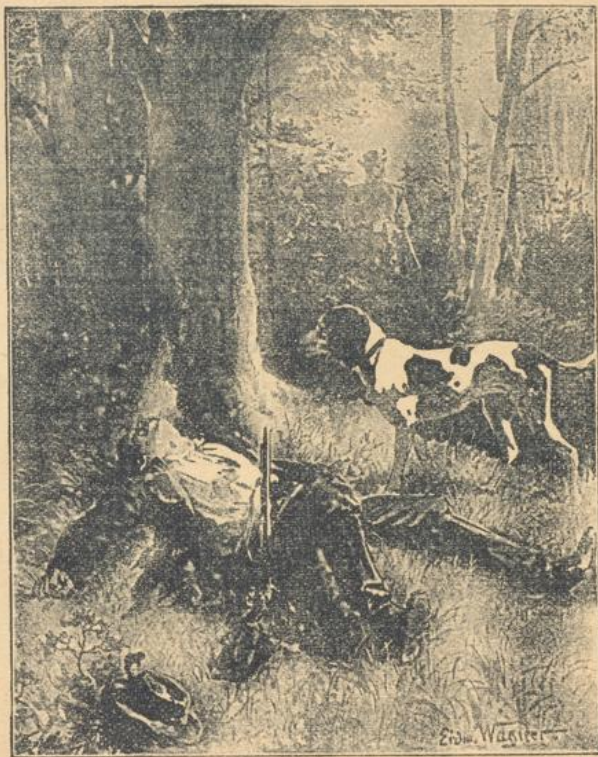
In diesem bekannte der Wilddieb, daß er derjenige gewesen sei, der auf Harns aus Rache wegen dessen fortwährenden Nachstellungen, aber auch wegen der gegen

allein der Schuldige gewesen: sowohl der Wilddiebrevler, als der Bedroher des Lebens des Oberförsters, der Meineidige und derjenige, welcher an jenem Morgen auf Harns geseuert.

Bei solcher Voraussetzung könne man sagen, daß Harns durch seinen Schwur doch eines Vergehens sich schuldig gemacht habe. Allein mit Unrecht! Jeder würde in gleicher Lage, unter gleichen Umständen und bei gleicher innerster Überzeugung, daß Kraft an dem bewußten Tage ihm nach dem Leben getrachtet, dem Eid geleistet haben. Völlig aber werde er von seinem Gewissen, von der Welt, von dem Richter moralisch und juridisch freigesprochen, da Kraft auf dem Totenbette ein solches Bekenntnis abgelegt hätte. Selbst Todt habe

keine absolute Behauptung aufgestellt, sondern nur von der eigenen Überzeugung gesprochen.

Gegen die Annahme endlich, daß zwei Frepler solchergestalt in Freundschaft verbunden gewesen, daß einer die Schuld des anderen auf sich genommen, daß in Wirklichkeit keiner an diesem Tage einer solchen sich zu zeihen gehabt, spreche, daß Todt sich selbst entleibt habe. So bleibe, was er behauptet, und so bleibe die volle Rechtfertigung desjenigen, an dessen Tisch er hier sitze, dessen fernere Freundschaft er erbitte und auf dessen Wohlgehen er nach Befürsungen, wie sie selten über jemanden gekommen, das Glas erhebe. Was aber nach diesen Worten aus dem Auge des Oberförsters drang, vermag nur derjenige zu ermessen, der im Leben erfahren hat, was es heißt, dann Seelenqualen zu er-



Und hier lag mit zerhossener Brust der Wilderer Todt!

Kraft an den Tag gelegten Unerbittlichkeit wiederholt geschossen habe, und endlich erklärte er, daß schwerlich Kraft an jenem Morgen auf den Oberförster gezielt, da er, der Schreiber selbst, im Gegensatz zu seinen ersten Aussagen, auf Harns die Flinte abgedrückt habe. Wenn Kraft eine solche Aussage gemacht, so sei es sicher nur deshalb gewesen, weil er von seinem Gewissen getrieben worden sei, an dem Oberförster das viele schwere Unrecht gut zu machen. Aber weil das alles so gewesen, weil auch er, Todt, sein Leben vernichtet sehe, indem ihm für Meineid und Todesbedrohung lange Freiheitsentziehung, gar mehr drohe, auch das Gewissen ihn unaufhörlich und unerträglich quäle, so habe er seinem Leben ein Ende gemacht. Er bitte Harns, ihm über den Tod hinaus zu ver-

zeihen, er bitte bekannt zu geben, daß Kraft unschuldig sei.

Als dieses Harns am kommenden Tage mitgeteilt wurde, feierte er im Kreise der Seinigen und einer Anzahl Freunde gerade seinen Geburtstag. Aber er feierte, wie einer der Anwesenden und gerade der Staatsanwalt selbst in einer Rede hervorhob, nicht nur diesen Tag als solchen, sondern nach dem heute bekannt gewordenen Stand der Dinge vielleicht die Errettung aus doppelter Lebensgefahr. Denn wenn gar zwei Kugeln auf ihn gerichtet waren an jenem Morgen, so sei, da keine ihn getroffen, sichtbar eine höhere schützende Gewalt über ihm gewesen, so habe ein gerechter und barmherziger Gott ihn behütet.

In der Kriminalgeschichte aber werde dieser Vorfall für alle Zeiten ein ganz außerordentlicher bleiben, deshalb bleiben, weil nichts durchaus erwiesen wäre. Die größere Wahrscheinlichkeit sei, daß Todt in allen Fällen:

bulden, wenn der Wille rein, das Herz mittelbig, die Not groß, die Seele gerecht und somit der Mund wahr — und doch das Urteil der Welt gegen ihn gewesen! —

### Auß Sturmes Not.

Eiskalt die Nacht, am Nordseestrand  
Blühet ein Sturm über See und Sand.  
Die Brandung donnert, die Wogen roll'n,  
Die Himmel und Meer miteinander groß'n.  
Die Fischer im Dorf, von Sorgen erfüllt,  
Hören es, wie die Windsbraut brüllt,  
Die wuchtig über die Dünen fegt,  
Wildgrimmg auf Siebel und Dächer schlägt.  
Nun dröhnt bei des Morgens Dämmerchein  
Ein Kanonenschuß in das Tosen hinein.  
Ein Schiff in Not! da springen sie auf,





Alle wie Junge zum  
Strand im Lauf  
Und sehen gefeheitert,  
fest auf dem Riff  
Ein unabbringlich  
verlorenes Schiff.  
Das Rettungsboot  
klar! hinein und  
fort,

Wenn's menschenmöglich, zum Schreckensort!  
Doch wo ist Harro? Der Führer fehlt,  
Der alle mit seinem Mut besetzt.  
Im nächsten Dorf blieb er zu Nacht,  
Hat auch wohl statt zu schlafen gewacht.  
Sie können nicht warten, dort gähnt das Grab  
Seeleuten wie sie, — so stoßen sie ab.

Sie legen sich in die Riemen mit Macht,  
Die Dolken ächzen, die Plank fracht,  
Die Wellen schlingen und schleudern das Boot,  
Sturzseen bringen's in grausige Not,  
Daß denen am Strande das Herz erbebt,  
So haben noch keinen Nordwest sie erlebt.  
Doch die auf dem Wasser, in Stürmen erprobt,  
Trotz bieten sie allem, was wider sie tobt,  
Sie steuern dem Schiffe näher und nah,  
Und endlich, endlich sind sie nun da,  
Von denen als Ketten mit Jubel begrüßt,  
Denen das Leben schien eingeblüßt.  
Das Deck überschwenmt schon, versunken das Gut,  
Die Masten nur stehn noch in steigender Flut,  
Dran klammern sich die Verschlagnen und barr'n,  
Daß ihnen die Glieder in Kälte star'n.  
Die Fischer bergen sie Mann für Mann,  
Nur einen niemand noch retten kann,  
Er selber kann sich nicht regen mehr,  
Und das Boot ist voll, ist schon zu schwer,  
Kiegt schon zu tief in den brechenden Well'n,  
Fort müssen sie ohne den armen Gefell'n.  
Er sieht sie scheiden mit thranendem Blick,

Ohne Hoffnung besiegelt sein traurig Geschick.  
Nun rückwärts ans Land! Es braut und stürmt,  
Daß Woge sich über Woge türmt.  
Der Himmel ist schwarz, die See ist weiß  
Vom wirbelnden Schaum, es perl't der Schweiß  
Auf all den Gesichtern wetterbraun,  
Die um sich Tod und Verderben schau'n.  
Doch keiner verzagt, und keiner erschlafft,  
Sie kämpfen sich durch mit Riesenkraft,  
Und wie das Boot aus der Brandung fliegt,  
Da sind sie am Land und haben gesiegt.

Da ist auch Harro; sein erstes Wort:  
„Gabt ihr sie alle?“ „Nein, einer blieb dort,  
Er hing zu hoch in den obersten Raa'n,  
Wir konnten ihm nicht mit Rettung nah'n.“  
„So holen wir ihn,“ spricht er ihn Ruh.  
„Unmöglich, Harro! Der Sturm nimmt zu,  
Wir kommen nicht ab, wir kommen nicht an,  
Wir müssen preisgeben den einen Mann.“  
So meinen sie alle, doch Harro spricht:  
„An Bord! 's ist unsere heilige Pflicht!  
Wer hilft?“ Sie schweigen. „So fahr' ich allein!“  
Da tritt auf ihn zu sein Mitterlein:  
„Harro, dein Vater blieb draußen in See,  
Und nimmer verwind' ich das bittere Weh;  
Auch Uwe, dein Bruder, mein Jüngster, fuhr aus  
Und kommt nie wieder, nie wieder nach Haus,  
Der brave Junge! Ich hatt ihn so lieb,  
Gott weiß, wo die Blut auf den Sand ihn trieb!  
Nun willst auch du noch —“ „Mutter, ich muß!  
Und kam' ich aus Wetter und Wogenguß  
Wie Uwe, dein Liebling, nicht wieder zu Land,  
Wir stehen alle in Gottes Hand.“  
Sie hält ihn, sie bittet, sie weint und fleht,  
Daß er nicht, ihr letzter Hort noch, geht:  
„Denk an mich, deine Mutter! Ich alte Frau —“  
„Ja, Mutter, weißt du denn so genau,  
Ob der auf dem Wrack dort, todesmatt,  
Nicht auch daheim eine Mutter noch hat?“  
Er springt ins Boot, vier Mann ihm nach,  
Für solchen Seegang zu wenig, zu schwach,  
Doch fahren sie los und versuchen ihr Glück.  
Dreimal wirft sie die Brandung zurück,  
Dann sind sie hinüber; bald hoch und steil  
Sauft auf den Kamm, bald wie ein Pfeil  
Schießt tief ins Wellenthal der Bug  
Des tapfern Boots auf seinem Zug,  
Verfolgt von den Blicken der Bangenden hier,  
Atenlos spähen sie starr und stier.

Die Fünf gelangen zu Wrack und Mast,  
Noch hängt im Tauwerk oben der Gast.  
Harro nun entert die Wanten empor,  
Holt selbst ihn herunter, der fast erfror.  
Doch er lebt, und sie rudern mit ihm zurück, —  
Das Schwerste vom schweren Wagestück.

Sie kommen! Im Boote, von Gischtt umblinkt,  
Erhebt sich Harro am Steuer und winkt,  
Und ehe der Kiel berührt den Grund.  
Legt er zum Rufe die Hand an den Mund  
Und schreit mit markerschütterndem Ton:  
„Mutter, ich bring' ihn! 's ist Uwe, dein Sohn!“

Julius Wolf.

### Gedenktafel

der Siege des deutschen Heeres über die Franzosen  
1870 und 1871.

Nicht nur die, welche diese Siege mit erringen halfen, ein jeder Deutsche, ob er sie selbst erlebte oder nur aus Erzählungen kennt, wird mit Begeisterung die 25jährige Wiederkehr des heiligen Krieges feiern. Das thut er nun am besten, indem er Tag für Tag die Siege des deutschen Heeres verfolgt, und dazu liefert ihm der Sinkende hiermit eine Art Abreis- (für die Franzosen Ausreis-) Kalender, auf welchem der Deutsche morgens vor dem Waschen lesen kann, welchen Sieg er heute feiern wird. Bemerkt wird noch, daß zu diesen patriotischen Feiern besondere Getränke nicht nötig sind, wohl aber eine dankbare Gesinnung gegen Gott und die großen Männer, welche er unter uns erweckte.

1870.

Zust.

16. Die französische Regierung beschließt den Krieg gegen Preußen. Man lacht und weint und schlägt Purzelbäume in Paris vor Kriegswut und Siegesfreude. Napoleon hat Bauchweh.
20. Bayern und ganz Süddeutschland schließen sich mit Begeisterung an Preußen an. Deutschland ist einig. Lieb Vaterland magst ruhig sein. Das eiserne Kreuz wieder eingeführt. Napoleon bekommt ärger Bauchweh.
22. Sprengung der Fehler Rheinbrücke; der erste Franzose durch einen hohenzollerschen Füsilier vom Gaul geschossen.
28. Kleine Vorpostengefechte bei Weissenburg und Saarbrücken.
29. Napoleon stellt sich zum Entsetzen seiner Generale an die Spitze der Armee. Die Generale merken, daß ihr Heer nicht kriegsbereit ist. Sie haben keine Landkarte und wissen nicht, wohin der Weg nach Berlin geht, darum bleiben sie so lange an der Grenze stehn, bis die Deutschen sie überschritten haben. Napoleon bekommt noch ärger Bauchweh.
30. und 31. Erster und letzter Sieg der Franzosen: 2000 Preußen ziehen sich aus der offenen Stadt Saarbrücken vor 27 000 Franzosen fechtend zurück. Paris illuminiert, aber Napoleons Schmerz läßt nicht nach, wird sogar verstärkt, als am

August

4. der preussische Kronprinz bei Weissenburg den ersten entscheidenden Sieg gewinnt. „Güt' ich nur nicht angefangen. Au waih, wie wird mir's gehn.“
6. Glorreiche Schlacht bei Wörth. Glänzender Sieg des Kronprinzen. 10 000 tote Franzosen, 12 000 Gefangene, 26 Kanonen, 6 Mitrailleusen, 2 Adler nebst einer Masse Krinolinen, falscher Böpfe und Unterröcke im französischen Lager erbeutet. — Glänzender Sieg bei Forbach, Erstürmung der Epicherer Höhen. 2000 Gefangene, unendlicher Puder, Pomade, Viskuit erbeutet.
7. Einzug der Franzosen in Berlin — als Gefangene. Die Deutschen in Frankreich überall geschlagen — natürlich wo sie sich als Kellner oder Kaufleute friedlich aufhielten.
8. General v. Beyer vor Straßburg.
9. Napoleon giebt den Oberbefehl an Mac Mahon. Der soll die Schläge einstecken. Pögelstein und Lichtenberg durch die Deutschen beschossen.
10. Lichtenstein hat schon genug; ergiebt sich. Pfalz- burg belagert.
11. Obgleich in der französischen Armee mehr Fort-

- laufen als Halten war, dennoch Dank der französischen Kammer für die Haltung der Armee.
13. Da die deutsche Armee trotz energischer Aufforderung den heiligen Boden Frankreichs nicht verläßt, beschließt man, sämtliche wehrlosen Deutschen aus Frankreich auszutreiben. Damit will man der Barbaren-Armee zeigen, was auch ihr bevorsteht, wenn Frankreichs Geduld erschöpft ist.
14. Kämpfe um Metz. 1. Tag: Courcelles. Steinmetz siegt. Napoleon verläßt Metz, geht mit Lutu nach Verdun, wo es gemüthlicher ist. Nanzig durch 4 Ulanen erobert.
16. 2. Tag. Große Schlacht bei Mars-la-Tour. Wie am Tag vorher: Franzosen nach Metz zurückgeworfen, mit Verlust von 2 Adlern, 8 Geschützen, 3000 Gefangenen. Napoleon nach Chalons, wo es noch sicherer ist.
17. Ausfall der Franzosen aus Straßburg durch die Badischen zurückgeschlagen, 3 Geschütze erobert. — Seegefecht bei Mügen. Die französischen Panzerkolosse richten gegen die kleine Grille nichts aus.
18. 3. Tag bei Metz. Gravelotte, unter Führung König Wilhelms. Die Franzosen verlieren an 5000 Tote, 15 000 Verwundete, 3000 Gefangene und werden wieder auf Metz geworfen. Dieses jetzt gefangen wie die Maus in der Falle.
19. Straßburg wird bombardiert, Keßl von dorthier in Brand geschossen.
23. — 27. Kleinere siegreiche Kämpfe um Chalons, Vitry, Buzancy.
29. Kämpfe um Sedan. 1. Tag: Rouart. Napoleon flüchtet sich nach Sedan.
30. 2. Tag: Beaumont. Sieg des Kronprinzen Albert von Sachsen. 7000 Gefangene, 23 Kanonen, 11 Mitrailleusen, 2 Zeltlager. — Straßburg regelrecht belagert, erste Parallele eröffnet bei Schiltigheim. — Ausfälle aus Metz siegreich abgeschlagen. September.
1. 3. Tag bei Sedan. 100 000 Franzosen nach Sedan zurückgeworfen, 30 000 gefangen. Kaiser Napoleon kann den Tod nicht finden und übergiebt sich an Kaiser Wilhelm.
2. Kapitulation von Sedan. 83 000 Gefangene, 4000 Offiziere, 14 000 Verwundete, 400 Feldgeschütze, 150 Festungsgeschütze, 70 Mitrailleusen, 10 000 Pferde mit abgefressenen Schwänzen, für 6—8 Millionen sonstiges Kriegsmaterial. Napoleon ab nach Kassel.
3. Befestigung von Sedan. Absetzung Napoleons in der Kammer beantragt. Natürlich! Nur er war schuld an dem Rückwärts-Siegen.
4. Ausrufung der Republik in Paris. So steht die französische Nation zu ihrer Dynastie im Unglück.
5. Einzug Kaiser Wilhelms in die alte Ordnungstadt Rheims, Napoleons in Wilhelmshöhe, Lulus und Eugeniens in England, der Italiener über die päpstliche Grenze. — Laon kapituliert, während der Befestigung schießt der Pulverturm in die Luft.
14. Erstürmung der dritten Parallele vor Straßburg.
19. Vollständige Einschließung von Paris durch die Deutschen. Ausfälle zurückgewiesen.
20. Vor Straßburg Kinette 53 genommen. Einzug der Italiener in Rom.
21. Eroberung von Lunette 52 vor Straßburg.
22. — 23. Heftige Ausfälle vor Metz zurückgeschlagen. Toul übergeben: 109 Offiziere, 2240 Mann, 197 Geschütze, 1 Adler x.
27. Großer Ausfall vor Metz zurückgewiesen.

- 28. Straßburg ist unser. Gefangen: 17000 Mann, 1070 Kanonen, 7000 Zentner Munition, 2000 Pferde etc.
- 30. Großer Ausfall aus Paris, natürlich vergeblich, ebenso am

**Oktober**

- 2. aus Metz. Es hilft alles nichts.
- 5. Ludwig XIV. dreht sich im Grabe herum, weil das deutsche Hauptquartier in Versailles. Kolmar und Mühlhausen besetzt.
- 6. Gefecht bei Raon l'Etape. Eine badische Brigade schlägt 14000 Franzosen.
- 7. Die Landwehrdivision Kummer schlägt einen Ausfall aus Metz zurück. Gambetta verdunstet aus Paris per Luftballon.
- 8. Die Bayern unter von der Tann schlagen die Vortruppen der Poirearmee.
- 9. Der alte Garibaldi wird in seinen alten Tagen noch nährisch und geht nach Paris, den Franzosen zu helfen.
- 10. Gefecht bei Ardenay unter von der Tann gewonnen.
- 11. Schlacht bei Orleans. Die Bayern siegen, die Stadt erstickt.
- 13. Die Bayern schlagen einen Ausfall vor Paris zurück.
- 14. Garibaldi nach Belfort.
- 16. Solignons kapituliert. 100 Offiziere, 4700 Mann, 130 Kanonen, 70000 Granaten verloren. Die Badischen gegen Franktireurs siegreich bei Chateau Thierry.
- 18. General Wittich stürmt Chateaudun.
- 21. Garde-Landwehr schlägt heftigen Ausfall aus Paris zurück.
- 22. Badische bei Riez und Etaz siegreich.
- 24. Schlettstadt unser! 120 Geschütze, 2500 Mann gefangen.
- 26. Mollke wird Graf. Ist egal; er bleibt „der Mollke“.
- 27. Metz ist unser. 173000 Mann (3 Marschälle, 6000 Offiziere), 58 Adler und Fahnen, 540 Feldgeschütze, 800 Festungsgeschütze, 100 Wirttraillleusen, 300000 Gewehre, ungeheures Material.
- 30. Die preußischen Garden erobern Le Bourget bei Paris, die Badischen nach achtsündigem Kampfe Dijon.

**November**

- 1. Fort Mortier bei Neubreisach unser.
- 3. Belfort eingeschlossen.
- 8. Verdun unser. 2 Generale, 150 Offiziere u. s. w.
- 9. Rückzug von der Tann von Orleans vor der Übermacht.
- 10. Neubreisach unser. 100 Offiziere, 4000 Mann, 100 Kanonen.
- 11. Sieg bei Wömpelgard.
- 16. Ausfall aus Belfort zurückgeschlagen.
- 17. Die Poirearmee durch den Großherzog von Mecklenburg geschlagen.
- 18. 22. Division bei Chateau-neuf siegreich.
- 24. Thionville unser. 4000 Gefangene, 200 Geschütze.
- 26. Bataillon Unger schlägt die Garibaldianer bei Dijon.
- 27. La Fère kapituliert.
- 28. Vollständige Niederlage der Poirearmee bei Amiens.
- 30. Ausfall aus Paris besonders durch die Württemberger vereitelt, am

**Dezember**

- 2. dito. Großherzog von Mecklenburg siegt bei Poigny und Ardenay.
- 3. Sieg des Prinzen Friedrich Karl.
- 4.—5. Erstürmung und Besetzung von Orleans, 10000 Gefangene etc.
- 8. Sieg bei Beaugency. 1500 Gefangene, 6 Geschütze.

- 10. Der Reichstag in Berlin an König Wilhelm: Er möge die deutsche Kaiserkrone annehmen.
- 12. Nach viertägigem Gefecht Sieg bei Beaugency. Pfalzburg unser. 52 Offiziere, 1839 Mann, 65 Geschütze.
- 14. Montmedy erobert. 3000 Mann, 65 Geschütze.
- 16. Vendôme besetzt.
- 18. Vier badische Regimenter stürmen Nuits, schlagen 20000 Franzosen. Prinz Wilhelm verwundet.
- 21. Ausfall aus Paris, vergebens. Tours wird erobert durch 30 Granaten.
- 23. Manteuffel gegen 60000 Franzosen bei Amiens Sieger.
- 27.—29. Mont Avron bei Paris beschossen und besetzt. 1871.

**Januar**

- 1. In Mézières ist das Neujahrsschießen verboten, kann überhaupt nicht das Schießen vertragen, kapituliert nach eintägiger Beschießung, ehe ein Unglück passiert.
- 2.—3. General von Goben siegreich bei Bapaume gegen die Nordarmee.
- 5. Rocroy durch Handstreich genommen.
- 6. General Chanzy durch Friedrich Karl bei Azay geschlagen.
- 9. Werder siegreich bei Billersfeld. 800 Gefangene, 2 Geschütze, 2 Adler. Veronne übergeben.
- 12. Sieg bei Le Mans. 18000 Gefangene.
- 13. Bei Le Bourget, Meudon und Clamart heftiger Ausfall der Pariser zurückgeschlagen durch Garde, 11. Corps und Bayern.
- 14. Lager von Conlie und Beaumont genommen.
- 15.—17. Große Schlacht bei Belfort, Sieg der Badischen und Preußen über Bourbaki. Rettung des badischen Landes vor grausamer Verwüstung.
- 18. Bourbaki zieht sich zurück. Kaiserproklamation im Spiegelsaal zu Versailles.
- 19. Nachfest: Sieg der 1. Armee bei St. Quentin. 10000 Gefangene. Ausfall aus Paris wie immer zurückgeschlagen.
- 23. Fahne der 6ter.
- 24. Die Pariser werden degenmäßig, schicken den Jules Favre zu Bismarck.
- 25. Longwy kapituliert.
- 26. Bourbaki mit seiner elenden Armee nach Besangon, Verlust 10000 Mann.
- 28.—29. Paris kapituliert. Waffenstillstand von 3 Wochen mit Ausnahme von Bourbaki und Belfort. Pariser Forts ringsum besetzt. — Bourbaki durch die Verfolger bei Pontarlier erreicht, geschlagen. 2 Generale, 116 Offiziere, 11000 Gefangene.

**Februar**

- 1. Bourbaki, nach abermals schweren Verlusten, überschreitet die Schweizergrenze. Garibaldi brennt aus Dijon durch. Dieses erobert.
- 12. Paris zahlt 200 Millionen Franken Kriegskosten.
- 15. Belfort kapituliert.
- 26. Vorläufiger Friedensschluß bis 6. März in Versailles unterzeichnet, am

**März**

- 1. in Bordeaux durch die Nationalversammlung genehmigt, 30000 Deutsche marschieren in Paris ein. Gesamtverlust der Franzosen: 800000 Mann, Elsaß-Lothringen, fünf Milliarden. Der Deutschen 200000 Mann. Gott hat gerichtet. Gebt ihm die Ehre und haltet, was ihr habt!



## Moritz Schauenburg.

Am Mittwoch den 24. Oktober des Jahres 1894, in der ersten Stunde des Nachmittags, schritten von dem hoch über der Schutterthallandstraße am Abhang des waldigen Berges Altwater gelegenen Reichswaisenhanse zu Jahr zwei Knaben hernieder und dann der Stadt zu. Es waren zwei hübsche Buben mit hellen Augen und roten Backen, und ihr blauer Matrosenanzug mit dem weißen Kragen stand ihnen vortrefflich; ihre Stimmung jedoch schien, trotzdem sie jeder einen zierlichen Blumenstrauß in der Hand trugen, nicht die beste zu sein. „Ich habe Angst,“ sagte der eine, und der andere: „ich auch,“ und mit gefestigten



Abpfen zogen sie ihre Strafe dahin. Die Oktobersonne warf ihr blaßgoldnes Licht über das trotz des vorgerückten Herbstes noch grüne Schutterthal, über die Bergwälder mit dem letzten roten Laub, über die Gärten und Häuser der Lahrer; es war einer jener erquickenden Spätherbsttage, die man gewissermaßen als eine Gnade der Natur empfindet und darum mit so stiller Freude und leiser Wehmut genießt. Aber was pflegt das alles zwei Buben zu kümmern, die einen Gratulationsvers aufzusagen haben und stecken zu bleiben fürchten? Die kleinen Gratulanten gingen nachdenklich die lange Friedrichstraße entlang, die ihnen heute aber noch nicht lang genug war, bogen dann beim Rathaus in die Marktstraße ein, die sie auf den Sonnenplatz führte, und nun war ihr Mut ganz zu Ende; denn da lag der große Gasthof zur „Sonne“ vor ihnen, und da sollten sie hinein und vor einer großen Tischgesellschaft ihre Verse hertragen. Was half aber alles Baudern? Herr Schnekenburger, der Reichswaisenhausvater, hatte sie, gerade sie ausgewählt, und nun mußten sie ihre Aufgabe erfüllen. Also die Treppe hinauf und nach leisem Anklopfen, das natürlich niemand hörte, hinein in den Saal!

Es war in der That eine große, stattliche Tafelrunde, Festgäste von nah und fern! Die Aufwärtinnen liefen mit den lechersten Speisen auf und ab, prächtige Aufsätze und Blumen und zahlreiche Flaschen und Gläser standen auf der Tafel, und der goldne Wein funkelte in der Sonne. Fürwahr, eine Kleinigkeit ist es nicht für einen Waisenbuben, in eine solche Versammlung zu treten. Aber da gleich vorne saß der Hausvater Herr Schnekenburger, und das war schon ein kleiner Trost, und, wahrhaftig, da war auch Herr Guth, den die Waisenbuben ebenso gut wie Herrn Schnekenburger kennen, und endlich dort in der Mitte der Tafel im stattlichen Festgewand mit einem Orden

auf der Brust Herr Schauenburg — und eben für die beiden letzteren waren ja die Verse und die Blumensträuße bestimmt. Die Angst der Knaben wich, konnten sie doch beim Hertragen vertrauten Personen, Menschen, von denen sie, wie sie wußten, Gutes und Liebes empfangen, ins Antlitz blicken, und so sprachen sie denn ihre Verschen ohne Stoden und überreichten ihre Sträuße — um sich bald seelenvergnügt bei einem ihnen von Frauenhand gereichten Glase Wein und dem dazu gehörigen Stüd Lorte wiederzufinden. Die kleine Scene hatte nicht verfehlt, auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck zu machen.

Was da aber im Saale der „Sonne“ zu Jahr am Nachmittage des 24. Oktober vorging, das wird man wissen, wenn man die folgenden, von einem guten Kenner der Schreibweise unserer Väter aufgezeichneten Blätter gelesen hat.

Chronica von denen Jubiläen in dem Huse Geiger.

I. Cap. Wie das hus Geiger vor hundert jahren entstand. Se den Jiten do Franziscus Seundus keyser was des heiligen Römischen Reichs und die vielliebe stat Lahre was unterthan denen von Tosowen / do lebeten zween brüeder in selbiger ehfamen stat / die hießen IOHANNES HEINRICH und CHRISTIAN GEIGER und trieben zesamen das ehrbarlich gewerbe der buchbinder in friden und froüde und nenneten sich GEBRÜDER GEIGER.

Es geschach aber hernach das ein ieglicher von den zweenen eine jungfrouwe lieb gewan und sie zue synem wibe machete und hatte alsdann iedweder söhne und töchter / also das das hus fast voll und des erwerbes schier wenig was.

Und es geschach / do man zalt nach des Heilandes geburt 1794 jahr / da zog us IOHANN HEINRICUS / der geboren was im johre 1764 / gen Basileia / was ist eine großmächtige stat im Schwyzerlande / sintemal ruckbar geworden was / das alda in selbiger stat eine druckerei feil seye / die hatte alte buochstaben / so zesamengefallen waren / so zwibelsfische genennet werden. Und er koufete die zwibelsfische unde füerte sie mit gen Lahre. Da machete er sich in den nachten mit synem wybe / so vom geschlechte der BAUMANN was / daran und verlasen die zwibelsfische und macheten einen schriftsatz daraus / und brucheten ze selbiger arbeit menigen tag.

Und zue derselbigen zit etwan geschach es onch das IOHANN HEINRICUS GEIGER eine zitunge ein blettlein druckete und verteilte / so das Lahrer Wochen-

blatt genennet ward / und alsobald do das jahndert was ze ende gangen / im jahr do man zalt nach GOTS Geburt 1801 jahr / erschein ein büchlein so von nun an alle jahre ernenet ward / und dasselbige hieß //der Lehrer Hinfende Votel// und was ein kalender / gar fürsorglich eingerichtet und gedrucket / was maßen er im land Baden allermeist gekoufen und gelesen ward von denen lüten so da lesen künnten zue selbiger zit / und gieng fast balde us über die ganze erde / also daß ouch in America jedes jahr mere denn hundert tusend menschen doruf warten bis er wider komme.

Es geschach aber hernach im jahre nach des Heilandes geburt 1844 daß dem begründer des huses Geiger von dem geliebten Großherzoge Leopoldo dem Güetigen wird überreicht die große //Civilerdienstmedaille// so da ist die goldene. Solches geschach aber wenn IOHANNES HEINRICUS GEIGER was 80 jahre alt / also daß syt das geschest was angefangen fünfzig jahre / und iezho sind es zither widerumb fünfzig jahre / und syt der geburt des begründers des geschestes hundert und dryssig jahre verlossen.

II. Cap. Wan die frouwe Julia Schauenburg geboren was. Der ehrbar IOHANN HEINRICH GEIGER aber hat einen sohn / so ouch was geheissen IOHANN HEINRICH und was geboren do man zalt 1791 jahr; derselbige geschach eine jungfrouwe us dem geschlechte der ROLLER / so da anständig was in der lieblichen goldstat Pforzheim / unde gewan sie lieb und machte sie zue sinem wibe / und blieb by siner vatters gescheste munnig jhr.

Und sie hatten fünf kinder / davon das jüngste hieß Julia und was geboren im jahre des Heils 1834 / was / wie menniglich bekant ein herrlich winjahr gewesen / am 23. tage des heumondes / also daß sie iezho des 60. fest ihrer geburt feiert.

III. Cap. Wie Moriz Schauenburg vor fuffzig jahren ein buechhändler und buechdrucker ward. Do man zalt nach des Heilandes geburt 1850 jahr / ze den ziten des seligen dütschen bundes / do Leopoldus Großherzog was im badischen lande und der hochpreislische Herre GROSS schultheiße ze Lehre / do kam ein junger Mann us Westphalen / so man nennet das land der roten erde / MAURITIUS SCHAUBURG geheissen / gen Lehr in die arbeit ze den Geigeren. Selbiger was sechs jahre ehevor / anno domini MDCCXXXIV in die lere getreten ze Essen by dem herren GOTTSCHALK DIETRICH BAUDECKER / also daß es nunmehr ein halb hundert jahre sind / sit er als buechhändler und buechdrucker der menschheit zugehört.

IV. Cap. Wie sie sich vor vierzig jahren funden. Denselbigen herren Moriz dünkte es eine liebliche zit ze sin in dem Geigerischen huse und er sumete fast nicht lange und gewan alsobald lieb die munnigliche tochter IULIA und gerte sie zue sinem wibe und freiete umbe sie.

Aber die fürsorgliche muetter der lieblichen Julia meinte / das mädgelin seye noch ze jung und bedute ihme / daß er noch ein lügel warten solle.

Also harrete der getrüwe junge man der jahre vier unde schaffete und dienete um sie / als Jakob thaht umbe sine liebe Rahel und slierete sie zue dem altare / also daß sie im iezigen jahre geheiratet sind vierzig jahr / was maßen ein groß froien ist.

V. Cap. Wie Moriz Schauenburg vor drifzig jahren das geschest übernahm. Do man zalt nach GOTS geburt 1864 jahr / do der dänische krieg usbrach und Schleswig-Holstein was //meerumschlungen// ze den ziten do Fridericus was großherzog von Baden

unde das dütsche rich was schlaffen gangen / do der hochloebliche herr Bittmann was schultheiße ze Lehre / do nam der MORIZ SCHAUBURG das geschäfte des huses Geiger ze deme betriebe / und er hatt es vorher schon acht jahr besessen gemeinschaftlich mit dem herren FERDINAND GROSS / dem gemache der schwester siner lieben frouwe Julia.

Zither sind drifzig jahr vergangen.

VI. Cap. Wie Albert Guth vor fünfundzwanzig jahren gen Lehr kam. Und es geschach nach fünf jahren / daß ruckbar ward im lande / es seye ein anderer junger man gekommen gen Lehre vom lande da man die rote erde heißet und kam in das hus des Moriz Schauenburg / unde derselbige was geheissen ALBERTUS GUTH / was maßen er ein gueter und wackerer man was.

Und er bleib alsda in dem gescheste unde that was dem herren wolgesiel / und derselbige gab ihm procura / und ist es zither fünfundzwanzig jahr daß solches geschachen ist.

Diesem ALBERTO GUTH aber ward übertragen ein guet teil der vilen arbeit / so das im letzten Kapitel besagete waisenhus mit sich brachte und er was sehr geschäftig / was maßen er die verwaltung der sachen besorget bis uf den hütigen tag.

VII. Cap. Wie vor zwenzig jahren in Strazzeburg eine Papierfabrik gegründet ward. Ze den ziten do der große krieg usbrach zwischen denen großen völkern den Dütschen unde denen bösen Franzosen / wenn der künig von Borussia was erwelet zum dütschen keyser / do plagete den MORIZEN SCHAUBURG der fürwitz ouch für sin liebes vatterland ze schaffen / und er gieng alsobald nach Strazzeburg / was ist eine mechtige veste stat / so von den Dütschen in dem großen kriege was erobert worden.

Und wenn zwei jahre um waren / do was er sehre geschäftig / daß eine große fabrica auf actias ze stande keme / darinnen papier von allerlei art gemacht werde.

Unde die fabrica was vollendet anno salutis 1874 / das ist vor zwenzig jahren.

VIII. Cap. Wie vor zehen jahren das waisenhus erbouwet ward. Im fünften jahre des neuen dütschen keyserreiches thet der Kalendermann ALBERTUS BÜRKLIN in dem Hinfenden Voten / so vor gesagt ist eine frestige schöne rede / es solle menniglich so darouche an zigaren die spitzelin usheben. MORIZ SCHAUBURG aber tete hernach den vorschlag / daß man ouch pfennige sammelle und mit dem vilen gelde so zesamen lausen müesse ein großes hus bouwe für die armen waisen. Und es geschach also / denn der kalendermann thet im kalender eine große bitte umb ein //Reichswaisenhaus//. Und es kamen zesamen mentig märkelen / sintemalen es waren vile gueten lüte im dütschen lande / also daß das Reichswaisenhaus gebouwet und vollendet was vor zehen jahren / do man zalt MDCCCLXXXIV jahr nach des Heilandes Geburt / do Wilhelmus gloriosus keyser was des neuen dütschen riches und Fridericus Amatus großherzog in den badischen landen.

Hie hat die chronica ein ende.

Soweit die Chronika. Sie wurden auß schönste gefeiert die Jubiläen im Hause Geiger-Schauburg, aber es war kein leerer Glanz, sondern die Krönung eines Jahrhunderts voll ernster, tüchtiger und darum erfolgreicher Arbeit, und bei allen Festen wurde auch die Sprache des Herzens gehört. Das Mahl in der „Sonne“, auf das wir die beiden Waisenbuben begleitet, bildete die Höhe der Feier, und der große breitschultrige Mann mit den markanten Zügen, der zwar weißes Paar auf



dem Haupte, aber noch die Spuren ungebrochener Kraft zur Schau trug, Moritz Schauenburg, das Haupt der Firma, war ihr natürlicher Mittelpunkt. Er hatte am Morgen des Tages die zahlreichen Deputationen, die Glückwünsche von nah und fern, von hoch und niedrig brachten, empfangen, er sprach beim Mabl selbst einen längeren Toast auf Großherzog Friedrich von Baden, seinen verehrten Landesherren, und gedachte in launig-gemüthvoller Weise einiger persönlicher Begegnungen mit demselben.

Hell klangen die Gläser zusammen, und unermülich brachte man immer neue Glück- und Segenswünsche von Nord und Süd und Ost und West. Die milde Oktobersonne aber leuchtete in den schönen Festtag hinein, und in ihrem holden Scheine wird er allen im Gedächtnis bleiben, die ihn fröhlich mit durchlebt.

Ein Vierteljahr später. \* Es ist ein kalter Sonntag, der 27. Januar 1896. Auf Berg und Thal liegt eine dicke Schneedecke, und die Wintersonne hat selbst gegen Mittag nicht die Macht, sie hinwegzuschmelzen. Vom Reichswaisenhaus zu Fahr kommt die ganze Schar der Knaben herunter, auch die beiden Gratulanten vom 24. Oktober sind dabei, und der Reichswaisenhausvater Herr Schneckenburger im Cylinder und schwarzen Gewand führt sie. Da ist heute nichts von der selten getriebenen Heiterkeit der Jugend, ihrer Frische und Lebhaftigkeit, die auch auf dem sonntäglichen Kirchgang nicht zu unerbürden ist, zu bemerken, die Gesichter schäuen ernst und trübe daren, und es ist nicht etwa die Kälte, die den Jungen den Gang sauer macht: Sie wissen alle, Herr Schauenburg, ihr Wohlthäter, der Begründer des Reichswaisenhauses, in dem sie eine neue und oft die erste wahre Heimat gefunden, ist gestorben, und sie sind auf dem Weg, ihm die letzte Ehre zu geben. Bei der Leiche nun nach Heidelberg übergeführt werden soll, verloren hat. Und nun bringt man unzählige Kränze und wirft noch den letzten Blick auf den Sarg, in dem er ruht, den man so stolz und stattlich durch die Straßen Fahrs wandern sah, fünfundvierzig Jahre lang. Dann wird der Sarg in den Eisenbahnwagen gehoben, der Zug pfeift — und Fahr sieht von Moritz Schauenburg nur ein Häuflein Asche wieder.

Aber sein Gedächtnis bleibt, und nicht bloß in Fahr. Wenn die Hunderttausende von Lesern des „Sinkenden Voten“ den vertrauten Kalender in ihre Hand nahmen, dann fanden sie zwar den Namen Moritz Schauenburg meist nur auf dem Umschlag, aber es war doch unendlich viel mehr von ihm dabei als sein Name. Es steckte ein gut Teil des unermülichen, lebens- und thatfrohen, aufgeklärten, echtdeutschen Geistes des Verstorbenen in jedem Jahrgang, und ob auch von seiner Hand geschrieben keine Zeile darin stand. Nur wer weiß, wie schwer ein gutes Buch entsteht, wird die Thätigkeit Moritz Schauenburgs für seinen Kalender voll zu schätzen wissen. Nicht nur, daß er jeden eingesandten Beitrag selber las und oft genug zweckdienliche Änderungen vorschlug, jedes Bild eingehend auf seine Wirkung

prüfte, er ging auch hundertmal ganz selbständig vor, indem er sprach: „So einen Artikel müssen wir haben“ oder „der muß unser Mitarbeiter werden“, und mit der ihm eigenen Energie setzte er auch gewöhnlich durch, was er im Sinn hatte. Er war kein Geschäftsmann in dem Sinne, daß er nur zu gewissen Stunden sich um sein Geschäft kümmerte, sobald aber die Glode geschlagen, seinen Vergnügungen und Liebhabereien nachging, nein, den ganzen Tag, vom Aufstehen bis zum Zubettgehen, zu Hause wie auf der Reise, im Kontor wie auf dem Spaziergange hatte er seine Verlagsunternehmungen im Kopf und war unerschöpflich an neuen Ideen, von denen sich die größere Mehrzahl als erspriehlich erwies. Sein Lieblingskind war allezeit der „Sinkende Vote“. Der hatte den Ruf der Firma Schauenburg-Geiger um den Erdball getragen und ihm, was mehr sagen will, einen Platz in dem Herzen des deutschen Volkes erobert; deswegen war ihm für den Kalender nichts zu gut und zu teuer und nichts zu schwer. Seit Albert Bücklins, des unbergelichen, Tod hat der Sinkende keinen so gewaltigen Verlust erlitten wie diesen.

Es war ein freundliches Geschick, das es Moritz Schauenburg, ehe er von dieser Erde scheiden mußte, noch vergönnte, einen solchen Freuden- und Ehrentag zu erleben wie den 24. Oktober, den Tag der Jubiläen. Nicht bloß die Stadt Fahr, das ganze Deutschland hat ihm da deutlich vor Augen gestöhrt, was er geleistet, daß er seinem Vaterland Ehre, Tausenden erquickende Stunden und ernste Lehre und Aufklärung, Hunderten das tägliche Brot geschafft. Und nicht bloße Gewinnsucht und äußerlicher Ehrgeiz waren die Triebfedern seines Schaffens, die Natur drängte ihn zu einem großen Wirken, er war einer jener Menschen, bei denen Leben Streben heißt, die auch ohne allzu ängstliche Berechnung des Erfolgs etwas unternehmen und wagen, und auf denen daher der Fortschritt der Menschheit beruht. Dabei hielt er sich im ganzen auf dem Gebiete, auf welchem er wirklich zu Hause war, hatte für dieses aber auch einen wahren Reichtum an Gedanken und eine gewaltige Energie zur Verfügung. So hat er denn, trotzdem er nicht Millionen erworben, Großes erreicht und wird noch lange als das Muster eines tüchtigen Geschäftsmanns gelten. „Der Sinkende Vote“, „Das deutsche Kommerzbuch“, das Reichswaisenhaus — das sind die drei Dinge, die vor allen andern seinen Namen auch in weiteren Kreisen auf Generationen hinaus lebendig erhalten werden.

Als Mensch hat Moritz Schauenburg viele Freunde, aber wie die meisten starken, unbeugsamen Naturen auch manche Feinde gehabt. Sehr richtig verglich ihn ein Nachruf mit der stolzen, knorrigen Eiche seiner westfälischen Heimat — und es hat sich öfter einer an den Knorren gestoßen. Aber es war doch eine Lust, den starken Baum zu sehen, und für alle, die ihm nahe standen, war er eine rechte Stütze. Nun ist er gebrochen, zu früh sicherlich, aber wer darf mit dem Himmel hadern! Hat uns Moritz Schauenburg doch viel hinterlassen, nicht bloß die Erinnerung an ihn, sondern vor allem sein Werk, und an diesem rüft weiter zu bauen, den alten Sinkenden, in dessen Prunk noch immer ein junges Herz schlägt, alljährlich so hinauszuenden, daß das deutsche Volk an ihm seine Freunde hat, für die Waisen am Altwater auch ferner väterlich zu sorgen, das ist die Aufgabe derer, die an Moritz Schauenburgs Platz getreten sind. Gott schenke ihrer Arbeit fröhliches Gedeihen!